Die Jesuiten im neunzehnten Jahrhundert.

Von Pfr. Theiner.

Berlin 1872.
Verlag von Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Jeſuiten

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Ad. Rutenberg.

„Der Menſch ſei, unter der Hand ſeines Vorgeſetzten,
wie ein Leichnam.“

Der ſterbende Ignaz von Loyola.

Berlin, 1845.

Verlag der Voſſiſchen Buchhandlung.

AN

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
364568A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

Inhalt.

Seite

I. Hiſtoriſche Überſicht 1
II. Das Weſen des Jeſuitismus 32
III. Die Stellung der Jeſuiten zur Gegenwart 53
IV. Ausſichten in die Zukunft 75

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

I.

Hiſtoriſche Ueberſicht.

Drei Jahrhnnderte ſind verfloſſen, ſeitdem die deutſche Reformation Europa's Völker auf die Bahn der freien Forſchung lenkte, ſie wieder zu dem Baume der Erkenntniß hinführte, von welchem ſie durch die geiſtliche Klugheit ihrer römiſchen Wächter fern gehalten waren. Vor dieſer deutſchen Ideenwanderung ſchien damals das päbſtliche Rom eben ſo wenig beſtehen zu können, als das kaiſerliche den Strömungen der Völkerwanderung widerſtanden hatte. In der äußerſten Gefahr aber blieb auch die Rettung nicht aus. Spanien, das deutſche Land des Südens, ſchickte der römiſchen Curie in Ignaz von Loyola und ſeinen Jüngern, den Jeſuiten, eine Leibwache, welche den Kampf mit den Ideen des deutſchen Nordens übernahm, den Fortſchritt derſelben anfangs mühſam hemmte, zuletzt aber ſelbſt zum Angriff überging. In dieſer Stellung iſt der Jeſuitenorden verblieben, er iſt nicht gewichen von ſeiner Aufgabe um eine Spanne breit, er hat ſeine Vorſätze nicht einen Augenblick aufgegeben, wie günſtig oder ungünſtig ſich auch immer die äußeren Verhältniſſe für ihn geſtalten mochten; ſein Wahlſpruch war und blieb das letzte Wort ſeines Gründers: „Der Menſch ſei, unter der Hand ſeines Vorgeſetzten, wie ein Leichnam.“ Wer aber der Vorgeſetzte des Menſchen ſein ſoll, darüber

apr4 1928

Digitized by Google

wird der keinen weitern Zweifel hegen, welcher die nachfolgende Darſtellung überblickt.

Wie die Reformation durch die Welt gezogen iſt, und überall ihre Grundſätze eingepflanzt hat, ohne daß gerade ihr Same auch überall dieſelben Früchte getragen hätte, ſo hat ſie an dem Jeſuitenorden ihren beſtändigen Gegner auf ihrem Zuge erhalten, und nicht ſelten iſt ihr derſelbe zuvorgekommen. Aber nicht zufrieden mit dieſer einen Seite ſeiner Entwickelung auf dem kirchlichen Gebiete, iſt er in die Politik eingedrungen und hat ſich die Aufgabe geſtellt, die Schickſale der Staaten und Völker zu überwachen und zu lenken. Aus der franzöſiſchen Revolution und ihren Folgen hat er die Kraft ſeiner Auferſtehung gezogen, nachdem ihm ſchon einmal am 21. Juli 1773 ſeine Todesſtunde geſchlagen hatte. Die Sendung des Jeſuitismus im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert war alſo, die Reformation zu vernichten; die Sendung des Jeſuitismus im neunzehnten Jahrhundert iſt, die Folgen der Revolution aufzuheben, den Staat der Kirche unterthänig zu machen, damit der Menſch unter ſeines Vorgeſetzten Hand wie ein Leichnam ſei.

Daß dieß eine gewaltige Aufgabe ſei, wer möchte es läugnen! Aber dem Jeſuitenorden die Kühnheit eines ſolchen Plans abſprechen zu wollen hieße die Mittel ſeiner Kraft, die Thatſachen ſeiner Vergangenheit, den Umfang ſeines gegenwärtigen Wirkens verkennen. Wenn man aus dem, was er durchgeführt hat, auf das ſchließen darf, was ihm unter günſtigen Verhältniſſen gelingen wird, ſo muß man überzeugt ſein, daß ihm noch eine glänzende Zukunft bevorſteht. Ein Orden, der „Alles zur größeren Ehre Gottes" thut, und der ſo tief in den Lebensanſichten unſerer Zeit eingewurzelt iſt, daß ſein Wahlſpruch: „der Zweck heiligt die Mittel" weithin über die Grenzen ſeiner Regeln und

Digitized by Google

Constitutionen sich ausgedehnt und Geltung gefunden hat, dem kann man zutrauen, daß er auch das dem gemeinen Menschenverstande unmöglich Erscheinende durchsetzt und ausführt. Diese Gesellschaft ist ein Chamäleon, sagt S. Jordan, das alle Farben trägt, die zum Zwecke dienlich sind oder sein können, und nur an der äußeren Unbeständigkeit die innere Beständigkeit erweist.

Kein anderer Orden zeichnete sich je durch so glänzende Talente, durch eine so eiserne Willenskraft, Beharrlichkeit und Ausdauer, durch so rastlose Thätigkeit, durch so ausgebreitete Wirksamkeit und ein so allgemeines Erfassen aller menschlichen Angelegenheiten aus, wie die Gesellschaft Jesu, der nichts zu hoch und nichts zu niedrig, nichts zu heilig und nichts zu profan, nichts zu gut und nichts zu schlecht war, um es nicht in ihr finsteres Gewebe zu verarbeiten und zu ihren Zwecken zu benutzen. Keine menschliche Einrichtung war je riesenhafter im Ganzen und fester in den Gefügen der einzelnen Theile, als der Bau dieses Ordens, der, selbst äußerlich zertrümmert, dennoch innerlich in seinen Theilen zusammenhing, der sichtbar fortbestand und in günstiger Zeit wieder mit alter Kraft zum Vorschein kam. Der Jesuitismus blieb nämlich und wurde im Staate, in der Kirche und Schule sorgsam gepflegt, auch nachdem die Jesuiten als äußere Gesellschaft zu sein aufgehört hatten. Dadurch aber gewann die Gesellschaft selbst wieder neue Zöglinge, in so fern man einen Jeden, der dem Jesuitismus huldigt, als einen Jesuiten betrachten muß, er mag das Ordenskleid tragen oder nicht, das Gelübde abgelegt haben oder nicht, die Jesuiten hassen oder lieben; sie gewann Mentalanhänger, gleichgesinnte Genossen, welche selbst bei äußerlich ausgesprochenem Hasse der Jesuiten, doch stets dem Jesuitismus Liebe und Anhänglichkeit in ihrem Gemüthe reservirten. Im Verein mit dieser großen Schaar von

Digitized by Google

Anhangern ihrer Grundsätze hat der Jesuitenorden seit Beginn der sogenannten Restauration sein kühnes Werk wieder aufgenommen und ist in der Eroberung der Geister bis auf unsere Tage mit unerschütterlicher Consequenz weit und breit eingedrungen. Welche Anfänge die Schöpfung dieses gewaltigen Ordens gehabt und welche Schicksale ihn im Laufe der Zeiten getroffen haben, mag in kurzer Übersicht dargestellt werden, um dadurch die Grundlagen für das Wesen des Ordens zur Anschauung zu bringen.

In einem Schlosse Namens Loyola, in Biscaya gelegen, erhielt zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein junger Mann aus einer alten Familie die militärische Erziehung des spanischen Adels. Während er den Degen führt, liest er in müßigen Stunden den Ritterroman Amadis; darin bestand seine ganze Wissenschaft. Er wird Page am Hofe Ferdinand's, sodann Hauptmann einer Compagnie. Er ist schön, tapfer, weltlich und liebt besonders heftig Gerausch und Schlachten. Während der Belagerung Pampeluna's durch die Franzosen zieht er sich in die Citadelle zurück, er vertheidigt sie muthig uud aufs äußerste; auf der Bresche wird ihm das rechte Bein zerschmettert. Man bringt ihn auf einer Tragbahre in ein benachbartes Schloß. Nach einer schmerzhaften und heldenmäßig bestandenen Operation verlangt er seine Ritterbücher, um darin Erholung zu schöpfen. In dem alten, geplünderten Schlosse findet man nichts als das Leben Jesu und die Blume der Heiligen. Er liest sie; sein Herz, seine Gedanken, sein Geist werden wie durch eine plötzliche Offenbarung entflammt; in einigen Augenblicken entbrennt dieser von weltlicher Liebe erfüllte Krieger von einer Art göttlicher Wuth; der Page wird jetzt Ascet, Einsiedler, Flagellant; das sind die Anfänge von Ignaz von Loyola, der 1491 geboren damals dreißig Jahr alt war.

Digitized by Google

Welches ist aber der erste Gedanke, der in diesem Manne der That aufsteigt? Der Entschluß zu einer Pilgerreise ins gelobte Land. Während er die Lebensbeschreibungen der heiligen Väter liest, zeichnet er und malt er in groben Strichen die Länder und Gestalten, auf welche sich diese Erzählungen beziehen. Bald will er selbst jenes heilige Land betreten; er glaubt die Jungfrau Maria zu sehen; er sieht sie, wie sie ihm ruft, und sogleich zieht er fort. Da seine Wunde noch nicht geheilt ist, besteigt er ein Pferd und führt in dessen Sattelbug seinen Gürtel mit, seine Kürbisflasche, seine aus Schnüren verfertigten Sandalen, seinen Stab und alle Zeichen des Pilgrims. Unterwegs begegnet er einem Mauren, mit welchem er über das Geheimniß der Jungfrau streitet. Eine heftige Versuchung ergreift ihn, den Ungläubigen zu tödten; er überläßt die Zügel der Willkür seines Pferdes. Wenn er den Mauren einholt, so wird er ihn tödten, wenn nicht, so wird er ihn vergessen. Er fängt so an, sein Gewissen dem Zufall Preis zu geben. In einiger Entfernung verabschiedet er seine Leute, hüllt sich in sein Büßerkleid und setzt seinen Weg barfuß fort. In Manreza verschließt er sich im Hospitale; vor dem Altare der Jungfrau macht er seine Schwerdtwache und hängt seine Waffen an den Pfeilern der Kapelle auf. Er verdoppelt seine Kasteiungen; er schließt die Lenden in eine eiserne Kette, er mischt Asche unter sein Brod, und der spanische Edelmann geht in Manreza von Thür zu Thür, um sein Brod zu erbetteln. Dieß genügt jedoch diesem von ascetischem Geiste zerrissenem Herzen nicht. Loyola zieht sich in eine Höhle zurück, in welche das Tageslicht nur durch eine Felsenritze dringt; hier bringt er ganze Tage, selbst ganze Wochen zu, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; man findet ihn ohnmächtig am Rande eines Waldstroms liegen. Ungeachtet so vieler Bußen ist diese Seele noch getrübt

Gewissensangst, nicht bloß Zweifel bestürmen ihn; er grübelt über sich selbst nach; denselben Kampf, dem Luther im Augenblicke Trotz bot, wo er Alles ändern wollte, besteht Loyola im Augenblick, wo er Alles erhalten wollte. Das Übel geht so weit, daß ihn der Gedanke des Selbstmordes verfolgt; in diesem innern Kriege seufzt er, und schreit, und wälzt sich auf der Erde hin. Allein diese Seele ist keine von denjenigen, die sich beim ersten Sturme für besiegt erklären; Ignaz erhebt sich, seine Vision von der Dreieinigkeit, von der Jungfrau Maria, die ihn zu ihrem Sohne ruft, rettet ihn von der Verzweiflung. In jener Höhle von Manreza hat sich ihm das Gefühl seiner Kraft geoffenbart; er weiß noch nicht, was er thun will; nur wird ihm klar, daß er etwas thun müsse.

Ein kleines Handelsschiff nimmt ihn aus Barmherzigkeit nach Gaëta mit, nun ist er auf dem Wege nach dem gelobten Lande. In Italien sieht er, immer barfuß und bettelnd, Rom und schleppt sich bis nach Venedig. Es ist zu spät, ruft ihm eine Stimme zu, das Schiff der Pilgrime ist abgesegelt. — „Was macht dieß!" antwortet Loyola, „wenn es an Schiffen fehlt, so werde ich auf einem Brette über das Meer fahren." Mit diesem entschlossenen Willen war es nicht schwer, Jerusalem zu erreichen; immer barfuß, langt er daselbst den 4. Septbr. 1523 an. Nachdem er sich schon von Allem entblößt hatte, giebt er noch hin, was er hat, um von den Sarazenen das Recht zu erkaufen, das heilige Grab zu sehen und wieder zu sehen. Allein im Augenblicke, wo er das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, sieht er noch ein ferneres Ziel. Er wollte nur diese Steine berühren; jetzt, da er es vermag, will er etwas Anderes. Über dem Steine des heiligen Grabes erscheint ihm Christus in den Lüften und winkt ihm, sich noch mehr zu nähern. Es erwacht nun in ihm der feste Gedanke, die Völ-

ker des Morgenlands herbeizurufen und zu bekehren. Er hat fortan eine bestimmte Sendung; und vom Augenblick an, wo seine Einbildungskraft das erwünschte Ziel erreicht, ward Loyola in einen ganz andern Menschen umgewandelt. Die Phantasie legt sich; das Nachdenken wird gesteigert; der Eifer für die Seelen besiegt die Liebe zum Kreuze. Der Ascete, der Einsiedler verwandelt sich; der Politiker beginnt.

In diesen Andeutungen über die ersten Lebensverhältnisse des Jesuitenstifters, wie sie Quinet in seinen Vorlesungen im Jahre 1843 über das Treiben dieses Ordens aufgestellt hat, erblicken wir schon die Thatkraft eines Menschen, der vor keiner Schwierigkeit eines noch so großen Unternehmens zurücktritt. —

Ein Streit mit dem Provinzial der Franziskaner bestimmte Loyola, Jerusalem wieder zu verlassen; von diesem Tage an ist sein Plan gemacht, sein System bereit, sein Wille fest. Christen und Heiden will sein Bekehrungseifer umfassen. Er weiß nichts, kaum kann er lesen und schreiben; in wenig Jahren wird er Alles können, was die Gelehrten unterrichten. Er fängt zu Barcelona in seinem 33sten Lebensjahre unter kleinen Knaben das Studium der lateinischen Sprache an; heilt aber zugleich, wie man sagt, die Kranken und treibt Teufel aus. Nach zwei Jahren besucht er die Universität zu Alcala, wo er neben dem Studium der Philosophie, man weiß nicht, welche Theologie ausübt, die ihn Niemand gelehrt hat und die anfängt, der Inquisition anstößig zu werden. Man sperrt ihn ins Gefängniß; er tritt aus demselben heraus, unter der Bedingung, den Mund nicht eher zu öffnen, als bis er während vier Jahren in einer regelmäßigen Schule Theologie studirt habe. Er begiebt sich darauf nach Salamanca, wo er wegen gleicher Vergehen dieselben Unfälle erlitt. Dieß bewog

ihn sich nach Paris zu begeben; hier trat er im Jahre 1527 ins Collegium Montaigu, mußte sich aber wegen seiner Unwissenheit wieder mit der lateinischen Grammatik beschäftigen. Nach achtzehn Monaten ließ er sich im Collegium zur heiligen Barbara in der Philosophie unterrichten, und erhielt 1532 das Baccalaureat, und 1534 die Magisterwürde. Darauf hörte er bei den Jacobinern eine Zeit lang Theologie; allein sein eigenes theologisches System stand längst fest, und er beeilte sich nun, es in die Welt einzuführen. Schon im Collegium zur heiligen Barbara hatte er zwei Zimmergenossen Peter Faber und Franz Xaver für dasselbe gewonnen. Er besitzt ein sicheres Mittel um die Geister zu unterjochen: das Buch der geistlichen Übungen, ein Werk, welches sein ganzes Geheimniß verschließt und welches er in den Einsiedeleien Spaniens entworfen hat. Durch sein Wort vorbereitet, entgeht keiner seiner Freunde der Macht dieses seltsamen Werks, das sie das geheimnißvolle Buch nennen. Schon sind die genannten zwei Männer an diese Lockspeise gegangen; sie gehören ihm für immer an; andere, von demselben Alter, vereinigen sich mit ihnen, sie fallen ebenso der Verblendung anheim. Es sind: Jakob Lainez, der später General des Ordens werden wird, Alphons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez.

Den 15. August 1534, am Mariä Himmelsfahrtsfeste, versammeln sich diese Männer auf den Höhen von Montmartre in einem Nonnenkloster; unter den Augen des Meisters, im Angesichte der Stadt Paris, thun sie das Gelübde, sich zu vereinigen, um ins gelobte Land zu ziehen, oder um sich der Verfügung des Pabstes zu übergeben. Zwei Jahre gehen vorüber; dieselben Männer kommen auf verschiedenen Wegen in Venedig an, einen Stab in der Hand, einen Ranzen auf dem Rücken und das geheimniß-

volle Buch in ihrem Bettelsacke. Wo gehen sie hin? Sie wissen es nicht! Sie haben einen Bund geschlossen mit einem Geiste, der sie durch seine Gewalt fortreißt. Loyola kömmt ebenfalls auf einem andern Wege zu ihnen. Sie glaubten, sie würden sich einschiffen, um sich in die Einöden Judaea's zu begeben; anstatt dieser Einöden zeigt ihnen Loyola den Ort des Kampfes: Luther, Calvin, die anglikanische Kirche, Heinrich VIII., welche das Pabstthum belagern. Mit einem einzigen Worte schickt er Franz Xaver an das Ende der orientalischen Welt; er behält die übrigen Schüler, um sie Deutschland, England, der Hälfte Frankreichs und Europas gegenüberzustellen. Auf dieses Zeichen des Meisters rücken diese Männer geschlossenen Auges voran, ohne ihre Feinde zu zählen noch zu messen. Die Gesellschaft Jesu ist gegründet; der Hauptmann auf der Citadelle von Pampeluna führt sie zum Kampf. Im Handgemenge des sechszehnten Jahrhunderts tritt eine Legion aus dem Staub der Straßen hervor.

Loyola selbst begab sich mit Pierre Lefèvre und Lainez nach Rom. Auf dem Wege dahin erschien ihm in einer einsamen Kapelle, wie er selbst versicherte, Gott der Vater in Begleitung seines Sohnes Jesu und empfahl diesem die neue Gesellschaft und ihren Stifter, worauf Christus zu Ignaz sprach: „In Rom will ich Dir gnädig sein." In Rom nahm sie Pabst Paul III. wohlgefällig auf. Darauf ließ Loyola alle Verbündeten nach Rom kommen und berieth mit ihnen die innere Einrichtung des zu stiftenden Ordens, wobei außer den Gelübden der Armuth, der Keuschheit und eines blinden und beständigen Gehorsams gegen einen Generalvorgesetzten auch noch, um den Pabst zu gewinnen, ein viertes zum besonderen Gehorsam gegen den heiligen Stuhl festgesetzt wurde. Jetzt fehlte noch der Name der Gesellschaft. Aus Demuth wollte sie

Loyola nicht nach sich, sondern gestützt auf verschiedene Erscheinungen, wonach ihm Jesus den ganzen Plan des Ordens offenbart habe, Gesellschaft Jesu nennen. Nachdem diese Benennung angenommen war, überreichte Loyola den Entwurf des Ordens durch den Cardinal Contarini dem Pabste zur Bestätigung. Dieselbe wurde ertheilt am 27. Septbr. 1540. Die Gesellschaft bestand damals aus zehn Mitgliedern. Im Augenblicke, wo die von ihm gestiftete Gesellschaft ein Oberhaupt ernennen wollte, weigerte sich Loyola die Würde anzunehmen; er kömmt sich zu gering und für die Last des Amtes zu unwürdig vor; er kann sie nicht annehmen. Er will der Letzte von allen sein, wenn ihn seine Freunde nicht nöthigen, der Erste zu werden. Dieß geschieht. Einige Jahre darauf, als er einsieht, daß die unumschränkte Gewalt, die er sich aufdringen ließ, von neuem gestählt werden muß, will er sie niederlegen; er, der Herr der Päbste, der Herrscher dieser Gesellschaft, die auf einen seiner Blicke sich von einem Ende der Erde zum andern bewegt, er droht seine Villa bei Tivoli zu verlassen und wieder Anachoret zu Maureza zu werden. Seine Hände sind zu schwach; sein Geist zu schüchtern, um der Aufgabe Genüge zu leisten; die Mitglieder der Gesellschaft müssen ihn wieder aus allen Theilen der christlichen Welt bitten, an ihrer Spitze zu bleiben. Und seine Gewalt war nichts weniger als eine sanfte und gutmüthige! Seine Schüler, wie der große Franz Xaver, schrieben ihm nur auf den Knieen; Lainez, die Seele des Concils von Trident, Lainez, der einst sein Nachfolger sein wird, zittert bei einem Worte des Meisters, als er es gewagt hatte, ihm einen Einwurf über einen einzelnen Punkt zu machen, der einen Nebenumstand betraf. Als Strafe verlangt er, die geistige Leitung des Concils verlassen zu dürfen und den übrigen Theil seines Lebens damit zuzubringen, die Kinder

leſen zu lehren. In der Diplomatie war Loyola ſo weit voran, daß ſeinen Nachfolgern nichts mehr zu erfinden übrig blieb. Sein Meiſterſtück in dieſer Hinſicht war, ſeine Allgewalt mit derjenigen des Pabſtes zu verſöhnen. Der Pabſt wollte gegen ſeinen Willen einer ſeiner Schüler, den ehemaligen Vicekönig von Catalonien, Franz von Borgia, welcher ſpäter Jeſuiten-General wurde, zum Cardinal ernennen. Loyola beſtimmte nun, daß der Pabſt die Stelle anbieten, Borgia ſie aber ausſchlagen ſollte. Überhaupt hielt er hohe Würden in der Kirche mit der Demuth der Jeſuiten, welche er die Seele der neuen Geſellſchaft nannte, für unerträglich. Der innere Grund aber war wohl, daß ſich der unbedingte Gehorſam des Jeſuiten gegen ſeinen General nicht leicht mit hohen Kirchenämtern vereinigen ließ.

Loyola war unausgeſetzt bemüht, ſeinen Orden theils durch Regeln, theils durch Privilegien Dauer und Feſtigkeit zu verſchaffen, wozu ihm die günſtige Aufnahme deſſelben in vielen Ländern, und die nach und nach entdeckten Mängel und Unvollkommenheiten in der Verfaſſung Anlaß und Richtung gaben. So fügte er im Jahre 1546 zu den urſprünglichen zwei Klaſſen der Geſellſchaft, den Schülern und Profeſſen noch eine dritte, die Coadjutoren hinzu. Paul III. beſtätigte dieſe neue Einrichtung durch eine eigene Bulle vom 5. Juni 1546 dahin, daß der Orden Macht haben ſollte, ſowohl geiſtliche wie weltliche Coadjutoren aufzunehmen, welche die drei Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams ablegen ſollten. Als der Erzbiſchof von Toledo gegen das Leſen der ſchon mehrmals erwähnten „heiligen Übungen" ein ſtrenges Verbot ergehen ließ, erwirkte Ignaz eine Bulle vom 31. Juli 1548, worin diejenigen mit ſchweren Strafen bedroht wurden, welche es wagen würden, die heiligen Übungen irgendwie anzugreifen. Zugleich gewährte Pabſt

Paul III. im folgenden Jahre, 18. Octbr. 1549, dem Orden, den er einen fruchtbaren Acker nennt, welcher zur Vermehrung des Reiches Gottes und des Glaubens durch Unterricht und Beispiel sehr viel beitrage, ganz besondere Vergünstigungen, durch welche der Ordensgeneral in einen absoluten Monarchen verwandelt und der Orden von aller geistlichen und weltlichen Macht unabhängig gemacht wurde. Unter solch günstigen Umständen konnte sich der Orden schnell über die Erde verbreiten und zur Zeit, als sein Stifter und erster General am 31. Juli 1556 in Rom starb, bereits über tausend Mitglieder zählen. Ignaz von Loyola wurde später, am 12. März 1622, vom Pabste Gregor XV. in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Der Orden aber wuchs und gedieh, so daß er im Jahre 1608 an Mitgliedern 10581, und 1710 nahe an 20,000 zählte. Daß sich aber andererseits auch sehr bald die Abneigung gegen die Jesuiten kund gab, beweisen folgende Thatsachen: Im Jahre 1555 wurde die Gesellschaft schon aus einem Theile von Spanien vertrieben; 1578 aus den Niederlanden und Portugal, 1594 aus ganz Frankreich, 1606 aus Venedig, 1622 aus dem Königreich Neapel. Diese Verstoßung zeigt wenigstens, wie frühzeitig sich das Übel entwickelte. In allen diesen Fällen aber, wie auch selbst noch im Prozeß gegen den Jesuitismus des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigte man sich nur mit den äußern Erscheinungen, die man als krankhafte Auswüchse des Ordens darstellte; unserm Jahrhunderte aber scheint die Aufgabe gestellt zu sein, darzuthun, daß dieses schnelle Verderbniß des Ordens unvermeidlich war, weil es gleich im Beginn als Keim vorhanden, und daß es endlich für den Jesuitismus unmöglich war, nicht auszuarten, weil er seiner Natur nach nichts anders ist als eine Ausartung des Christenthums.

In eine Darstellung der Leistungen, welche die Jesuiten in den verschiedenen Erdtheilen so wie in den einzelnen Reichen Europa's seit ihrer Begründung bis auf unsere Tage „zur größern Ehre Gottes" fertig gebracht haben, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden; es würde dieselbe einen ansehnlichen Theil der Weltgeschichte in unsere historische Übersicht hereinziehen müssen. Zur Erwähnung einzelner Thatsachen erhalten wir wohl in der Folge noch Gelegenheit; nur auf eine Hauptrichtung in der geschichtlichen Entwickelung des Jesuitenordens, auf seine Thätigkeit in Verbreitung der römischen Kirche unter den außereuropäischen Völkern die Aufmerksamkeit einen Augenblick hinzulenken sei uns vergönnt. Der Jesuitismus hatte sich bei seinem Erscheinen als Ziel gesetzt, das Heidenthum und den Protestantismus zu ersticken. Den Weg der Missionen nach Asien eröffnete Franz Xaver im Namen des kindlichen Christus; die Völkerschaften, welche er durchwandert, sehen ihn als einen heiligen Mann an; diese Schutzwache hilft ihm überall durch. Von Indien geht er nach den Molukken, und langt nach unendlicher Mühe in Japan an. Hier geräth er zum erstenmale in Kampf mit dem Buddhaismus und seinen lebendigen Überlieferungen. Sein Eifer treibt ihn weiter; er will um jeden Preis in die verschlossene Welt China's dringen. Vor Sehnsucht und Ungeduld stirbt er, 1552, an den Pforten des großen Reichs. So Großes vermochte die Begeisterung eines einzelnen Menschen, der ohne Stütze, ohne Gefährten und ohne nahe Hoffnung von Seiten der Gesellschaft war. Ein einziger Mensch hat diese Ufer betreten, und schon giebt es ein christliches Asien. Was hat nun nach ihm die Berechnung und List, die auf die Mitwirkung vieler sich stützte, ausgerichtet? Des Wegs her, den die Begeisterung Xaver's eröffnet, schreitet ein anderes Geschlecht von Missionarien, welche das Buch der Constitu-

tionen mit ſich führen und ein Geſetzbuch von Sittenregeln und tief ſtudirten Belehrungen. Man wollte dieſe orientaliſche Welt ganz ernſtlich in das größte Fallnetz verſtricken, das je ausgelegt worden iſt; man hat ihnen ein falſches Evangelium dargeboten, und gedacht, es ſei noch immer Zeit ſie zum wahren hinzuführen. Von Japan bis nach Malabar, vom Archipelagus der Molukken bis zu den Küſten Hindoſtan's wollte man die Völker in ein betrügeriſches Netz umſtricken, indem man dieſem fremden Weltall einen Lügengott in einer Lügenkirche anbot, wie dieß eine unendliche Reihe von Verordnungen, Briefen, Breven und Bullen mehrerer Päbſte nachweiſet. Dieſelben Männer, die gebildet worden waren, um das Pabſtthum zu unterſtützen, wenden ſich, ſobald ſie ihm nur etwas aus dem Auge gerückt ſind, mit mehr Kraft gegen ſeine Verordnungen, als alle Orden zuſammengenommen; aber ſie gehen noch einen Schritt weiter, ſie ſchaffen in dieſen fernen Gegenden nicht nur das Pabſtthum, ſondern auch das Chriſtenthum ſelbſt ab. Indem ſie den Chriſtus lehrten, verhehlten ſie nur Eins: das Leiden, den Schmerz, die Schädelſtätte. Wenn man aber den armen, entblößten und leidenden Chriſtus verläugnet, was folgt daraus? Daß man auch die Armen, die verbannten und aufgeopferten Menſchenklaſſen verläugnen muß; und daraus folgt die Weigerung, den unglücklichen und niedergetretenen Volksklaſſen, wie z. B. den indiſchen Parias, die Sakramente zu bewilligen. Dieß thaten die Jeſuiten. Sie erlangten für den Augenblick großartige Erfolge, zumal in China, indem ſie ſich den Regeln der Klugheit unterwarfen. Sieht man auf ihre Wirkſamkeit unter den fremden Völkern, ſo laſſen ſich daraus etwa folgende Regeln, welche ihr Benehmen leiteten, entnehmen: 1) Ein Miſſionär, der Seelen erndten will, muß die Perſon eines Geiſtlichen und Weiſen des Landes annehmen, in dem er auftritt. Da-

her verwandelt sich der Jesuit in Indien in einen Bramanen, in China entweder in einen Bonzen oder Anhänger des Confucius. 2) Ein Missionär muß sich vor allen Dingen um die Gunst des Hofes bemühen, und durch Geschenke, durch Ehrenbezeugungen, durch Aufwartungen u. s. w. die Gewogenheit derer, welche die einflußreichsten Männer daselbst sind, zu erwerben trachten. 3) Kann es geschehen, so muß sich der Missionär so weit in die Gnade der Mächtigen hineinarbeiten, daß man ihn zu Regierungs- und Staatsgeschäften verwendet. 4) Ein Missionär muß sich nach den Meinungen und Sitten des Landes, in dem er lebt, bequemen, wenn sie nicht offenbar mit seinem Glauben streiten. 5) Er muß Alles, was in der Religion des fremden Landes einen Schein der Wahrheit und der Frömmigkeit hat, benutzen, und es mit dem Glauben, den er verkündet, verbinden. 6) Er muß die alten Gebräuche und Gewohnheiten, die ein unwissendes Volk in der Regel über Alles liebt, nicht verbieten und abschaffen; es ist genug, daß man sie heiligen, d. h. mit einer guten Absicht zu verbinden lehre. 7) Der Missionär braucht Geld, und der Handel bringt Geld. Kann er also in der Stille einen Kaufmann abgeben, so thut er daran wohl. Wohin haben solche Klugheitsregeln die Jesuiten in ihren außereuropäischen Missionen geleitet? Anfangs zu leichten Erfolgen, und später zur Vernichtung einer jeden Spur ihrer Thätigkeit. Verdient die Gesellschaft Jesu in der That nicht in dieser Beziehung mehr Mitleid als Zorn? Wer hat mehr gearbeitet und wer hat weniger geärntet? Sie hat die seltsamste Strafe der Welt erhalten, immer zu arbeiten und niemals zu ärnten. Das Einzige, was aus ihren orientalischen Missionen bleibend hervorgegangen, ist, daß sie den Engländern die Wege gebahnt haben. Dasselbe ist ihnen begegnet auf den großen Einöden von Louisiana und dem nördlichen Amerika. Die glücklichste Epoche ihrer

Thätigkeit ist hier in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; schon 1722 sucht ein Jesuiten-Pater die dortigen Missionen fast vergeblich auf; die Apostel des Pabstthums haben auch hier wieder für den Protestantismus gearbeitet. In Südamerika war den Jesuiten verstattet, ihr Prinzip vollständig auf die Einrichtung der Republik Paraguay während eines Zeitraums von 150 Jahren zu übertragen. In Europa, in Asien waren sie immer durch die bestehenden Gewalten beeinträchtigt worden; hier können sie den Genius ihrer Civilisation auf ganz neue Völkerschaften, die Indianer der Pompas, anwenden. Das Brevier in einer Hand, die Zuchtruthe in der andern, leiten einige wenige Menschen diese letzten Überreste des Reichs der Inkas und halten sie zusammen wie eine Heerde. An diese Staatseinrichtung knüpft sich der Triumph der Gesellschaft Jesu; denn in derselben konnte sie ihre Seele und ihren Charakter vollständig ausdrücken. Aber ist es gewiß, daß diese geheimnißvolle Kolonisation der Keim eines mächtigen Reichs sei? Die Gesellschaft Jesu ist gefallen; aber ihr Volk in Paraguay überlebt sie, aber immer stummer und geheimnißvoller. Das Stillschweigen hat sich verdoppelt, aber auch der Despotismus; das Utopien der Gesellschaft Jesu ist verwirklicht worden: ein Staat ohne Bewegung, ohne Geräusch, ohne Pulsschlag, ohne merkbares Athmen.

Die Gesellschaft Jesu, inmitten ihrer fremden Missionen, ist endlich in ihren eigenen Netzen gefangen worden. Es fragt sich, ob ihr nicht auch etwas Ähnliches in Europa widerfahren ist; ob die Politik des sechszehnten Jahrhunderts in ihren Armen nicht ein zweischneidiges Schwert geworden ist, das sich endlich gegen sie selbst kehrte. Der Jesuiten-Orden bildete in politischer Beziehung eine merkwürdige Erscheinung. War er in einer Monarchie, so untergrub er sie im Namen der Demokratie, und umgekehrt untergrub er die

Demokratie im Namen der Monarchie. Wie er auch in seinen Anfängen sein mochte, so ist er am Ende dem französischen Königthum unter Heinrich III. entgegen, der englischen Aristokratie unter Jakob II., der venetianischen Oligarchie, der holländischen Freiheit, der spanischen, russischen, neapolitanischen Autokratie. Dieß ist die Ursache, daß er neun und dreißig Mal von Regierungen vertrieben werden konnte, die hinsichtlich ihrer Formen nicht allein verschieden, sondern einander sogar entgegengesetzt waren. Anfangs erklärten sich die Publizisten der Gesellschaft Jesu gegen das Königthum; aber in wessen Namen versuchten es die Bellarmine und Mariana die königliche Macht zu stürzen? Wer würde es glauben? — Im Namen der Volkssouverainetät. Indem sie aber das Königthum durch das Volk und dieses durch die kirchliche Macht umstoßen, bleibt nichts mehr übrig, als daß man sich am Ende ihrem eigenen Prinzipe ganz hingebe. Nachdem sie aber jene Lehre aufgestellt hatten, wichen sie auch nicht vor der Nothwendigkeit zurück, für den Königsmord einzustehen. Man kennt ihren volksthümlichen Spruch aus jener Zeit: „Man braucht nur einen Stein, um einen König matt zu machen.“ Von 1590 bis 1620 stellen die angesehensten Doktoren des Ordens das Recht des politischen Mordes ausdrücklich auf. Es giebt besonders ein berühmtes Werk, in welchem diese Theorieen mit einer Kühnheit zusammengefaßt sind, über die man nicht genug erstaunen kann, wenn man bedenkt, welchen Lesern es bestimmt war. Es ist das „Buch vom Könige“ des Jesuiten Mariana, der es unter den Augen Philipps II. für die Erziehung des Thronfolgers schrieb.

Übrigens hat diese anerkannte Lehre vom Königsmorde nur eine gewisse Zeit gehabt; sie gehört der Drangszeit an, welche die erste Phase des Ordens Jesu bezeichnet hat. Im Jahre 1614, da diese Periode vorüber war, wird das Recht

des Dolches durch eine tiefere Anstalt ersetzt, die, ohne den Menschen zu tödten, nur den König vernichtet. Der Beichtvater folgt auf den Königsmörder; es giebt keinen Jaques Clement, keinen Jean Chatel, keinen Barrière mehr; man sieht aber noch etwas Schrecklicheres. Hinter jedem Könige sieht man einen Mann aus der Gesellschaft Jesu herschreiten, der Tag und Nacht unter der Gewalt der höllischen Androhungen diese Seele in seiner Hand hält und in den geistlichen Übungen zerknirscht, sie auf die Tiefe und den Ton der Gesellschaft herabzieht. Man konnte das Königthum am Fuße der Theokratie nicht zerbrechen; man macht es besser: man schiebt den Kopf unter die Krone durch den Beichtstuhl hindurch, und das Werk ist vollendet; denn es handelt sich nicht darum, die lebendige Wahrheit in das Ohr der Könige zu rufen, sondern darum, ihr Gewissen einzuschläfern und zu entwaffnen, indem man es mit einem dumpfen Gebrause von Haß und gieriger Eifersucht erfüllt; und nichts ist seltsamer, als wenn man mitten in dem Leben, das in den modernen Gesellschaften heranwächst, sieht, wie so viele Fürsten und Kronhäupter durch diesen Willen auf eine mechanische Weise bewegt werden. Überall, wo eine Herrscherfamilie ausstirbt, sieht man eine jener düsteren Gestalten jesuitischer Beichtväter aus der Erde hervorsteigen und sich wie ein böser Geist hinter ihr erheben, um sie sanft und väterlich in den Tod zu ziehen: den Pater Neithard bei dem letzten Erben der österreichischen Dynastie in Spanien, den Pater Auger bei dem letzten der Valois, den Pater Petre bei dem letzten der Stuarts.

Wir treten in das achtzehnte Jahrhundert ein. Die Lehren, welche der Jesuitismus bei seiner Entstehung aufgeregt hat, hören auf ein bloßes Scheinbild zu sein; sie nehmen einen Körper an, eine Wirklichkeit in den Geistern. Das Königthum der Meinung, die Herrschaft des Volkes,

die Freiheit der Wahl des Volkes, das auf dem gesellschaftlichen Vertrage beruhende Recht, die Freiheit, die Unabhängigkeit, alle diese Dinge hören auf, leere Worte zu sein, sie kreisen, sie bewegen sich, sie entwickeln sich das ganze Jahrhundert hindurch. Was wollen nun im Angesichte dieser Lehren, mit welchen sie angefangen haben, diese kecken Republikaner der Gesellschaft Jesu thun? Sie verläugnen, sie erdrücken, wenn sie es vermögen. So war also der Beruf des Jesuitismus, in seinen Beziehungen zur Politik, der, die Monarchie durch die Demokratie und dagegen diese durch jene zu zerschmettern, bis alle diese Formen abgenutzt und verachtet wären, und nichts mehr übrig bliebe, als sich in die Constitutionen und das Ideal, die das Wesen der Gesellschaft Loyola's ausmachen, hineinzustürzen. Keineswegs wollen die Jesuiten mit so vielen Arbeiten und so großer Kriegslist bloß zerstören, um zu zerstören. Sie wollen, was im Geiste jeder Gesellschaft, jedes Menschen liegt, das Ideal, das sie in ihrem Gesetze tragen, verwirklichen, sich ihm auf Umwegen nähern, wenn sie es nicht auf geradem Wege erreichen können. Dieß ist die Bedingung ihrer Natur, auf die sie nicht Verzicht leisten können, wenn sie nicht aufhören wollen vorhanden zu sein. Die ganze Frage läuft also da hinaus, zu ergründen, welche gesellschaftliche Form nothwendig aus dem Geiste der Gesellschaft abgeleitet werden müsse. Allein, um diesen Plan zu entdecken, braucht man nur die Augen zu öffnen, weil ihre großen Publizisten ihn mit jener Kühnheit, die sie mit ihrer Kriegslist verbinden, klar und deutlich bestimmt haben. Dieses Ideal ist die Theokratie, wie sie z. B. in Paraguay angelegt war.

Es muß in der That überraschen, daß ein Fürst, wie Peter I. von Rußland, ein so treffendes Urtheil über die Jesuiten fällte, wie wir es sogleich anführen wollen, er, der ihrem Treiben doch so fern stand, während so viele Regenten

europäischer Staaten, die unter ihrem Gewichte sich fast erdrückt fühlten, noch länger als ein halbes Jahrhundert brauchten, um sie aus ihren Ländern zu entfernen und ihre Aufhebung bei dem Pabste zu betreiben. Das Urtheil Peters ist aber folgendes: „Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten, aber ich weiß auch eben so wohl, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheile gebrauchen; daß dieses Äußere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Triebwerk zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren, und die Herrschaft des Pabstes oder vielmehr ihre eigene in allen Staaten Europa's einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind; daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten meines Reiches mischen: so leiste ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa giebt, denen nicht die Augen über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen.“ Der Augenblick kam allerdings, wo es den Höfen gut schien, sich der Jesuiten zu entledigen; es vergingen aber fast noch funfzig Jahre darüber nach jenen Worten Peters.

Wir können über die Gründe der Aufhebung des Jesuitenordens und über die Ausführung dieser Maßregel hier nur das Hauptsächlichste zusammenstellen; eine sehr gründliche und ausführliche Darstellung dieses Gegenstandes hat der Graf Alexis von St. Priest in dem Aprilheft der Revue des deux mondes vom vorigen Jahre nach authentischen Familienpapieren geliefert.

Die Männer, welche den Jesuiten zuerst zu Leibe gin-

als Jahre vom Tode des Königs Hiskia gerechnet, so ergeben sich 29 Jahre, und diese Zahl ist auch in der Tat in der Übersetzung des Aquila, Symmachus und Theodotion, sowie in der Vulgata und in der Peschitho, ferner in der Chronik des Georgius Syncellus, sowie in einer syrischen Handschrift, die Ceriani herausgegeben hat, und in einer Handschrift des Chronicon Paschale, sowie in einer Handschrift des Georgius Cedrenus, sowie

eröffnen wollen; aber als man sie ohne Kampf sich ergeben sah, als der Bruch eines kleinen Hofs mit dem heiligen Stuhl um ihretwillen mit großem Geräusch angekündigt wurde, ohne irgendwo Unruhen herbeizuführen, ohne auch nur eine bedeutende Aufregung veranlaßt zu haben, da trat der im menschlichen Leben so häufige Fall ein, daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs die Zahl der Gegner verdoppelte.

Die nächste Ursache der Jesuiten-Vertreibung aus Frankreich gab ein Rechtshandel. Der Pater Lavalette, ein kühner Speculant, der jene Art von Geist besaß, die sein Jahrhundert verdammte, das unsrige aber über alles stellt, befand sich an der Spitze eines dem Orden angehörigen Etablissements auf der Insel Martinique. Er benutzte seine Stellung dazu, Geschäfte zu machen, und gründete eine Bank. Eifersüchtige Freunde hemmten seine Operationen. Seine Wechsel wurden sowohl in Frankreich als auf Martinique protestirt. Ein Haus von Lyon und Marseille erklärte sich zahlungsunfähig, schob die Schuld an seinem Sturze auf den jesuitischen Handelsmann und klagte die ganze Gesellschaft als solidarisch verbindlich für eines ihrer Mitglieder an. Hier verläugnet die Gesellschaft ihren alten Ruf der Gewandtheit. Statt zu bezahlen, statt den ganzen Orden beisteuern zu lassen, giebt der General den Pater Lavalette preis. Dieser Prozeß machte ungeheuern Lärm. Die Jesuiten wurden für die Schuld des Paters Lavalette solidarisch verbindlich erklärt, an das Marseiller Haus anderthalb Millionen Franken zu zahlen; ihre Güter wurden mit Beschlag belegt. Dieser materielle Verlust war aber nichts gegen den moralischen Schlag, welchen die Gesellschaft in der gleichen Zeit erhielt. Im Verlauf des Prozesses wurde sie aufgefordert, ihre Statuten vorzuzeigen, diese Statuten, die bis dahin aufs Sorgfältigste den profanen Blicken entzogen geblieben waren. Überall wollte man nun diese ge-

heimnißvollen Verfassungen sehen, wollte sie mit Händen greifen. Alle Geschlechter, alle Alter, alle Stände rissen sich um diese Schriften; man sprach von nichts als von Probabilismus, von Gewissenscapitulationen, von laxen Grundsätzen, von geistigen Vorbehalten. Die öffentliche Meinung Frankreichs hatte sich bestimmt und klar gegen die Jesuiten ausgesprochen; nur der Widerstand des Königs war noch zu überwinden. Ludwig XV. war in der Hochachtung gegen die Jesuiten erzogen worden; er wünschte sie zu erhalten und nur ihre übermäßige Macht zu schwächen; deßhalb ließ er mit ihrem damaligen Generale, Lorenz Ricci, Unterhandlungen über ihre Reform anknüpfen, erhielt aber die bekannte Antwort: sint ut sunt, aut non sint (sie bleiben wie sie sind, oder bleiben nicht). „Sie dürfen nicht mehr sein," rief hierauf das französische Parlament, und beschloß im Jahre 1764 die gänzliche Verbannung des Ordens aus Frankreich. Die vertriebenen Jesuiten flohen nach Rom, wo sie mit dem Beistande des Pabstes Clemens XIII. ihre Zurückberufung nach Frankreich zu bewirken suchten. Der Pabst erließ auch zu ihren Gunsten eine Bulle, deren Veröffentlichung aber in Frankreich vom Parlament verboten wurde.

Zwei Jahre später kam die Reihe an Spanien. Hier umhüllt ein undurchdringliches Dunkel noch immer die Ursachen der Maßregel. Es war in Madrid ein Tumult ausgebrochen, weil der Minister Squillace die damals üblichen Hüte und Mäntel zu tragen verboten hatte. Die Regierungsgewalt konnte des Aufstandes nicht Meister werden; nur den Jesuiten gelang es mit solcher Leichtigkeit, daß man sie beschuldigte, den Aufstand angestiftet zu haben. Der König glaubte es und vergaß es nicht. Das Andenken an den Aufstand, der gänzlich ungestraft blieb, war fast schon vergessen, als am 2. April 1767 ein königliches Dekret er-

schien, kraft dessen das Institut der Jesuiten in Spanien aufgehoben und sie selbst aus der Monarchie verjagt wurden. Die Verbannten fanden, nachdem sie sechs Monate lang ohne Hoffnung irgendwo aufgenommen zu werden, auf dem Meere herumgeirrt waren, von Krankheiten decimirt, von ihrem eigenen Orden ausgestoßen, auf Corsika eine elende Zufluchtsstätte. Darauf folgte die Vertreibung der Jesuiten aus Neapel, Sicilien, Malta und Parma. Diese Lage der Dinge wurde von dem französischen Premierminister Choiseul benutzt, um vom heiligen Stuhl die gänzliche und allgemeine Abschaffung, die vollständige Unterdrückung der Gesellschaft Jesu zu verlangen.

Es begannen zu diesem Zwecke langdauernde, mehrjährige Unterhandlungen zwischen den bourbonischen Höfen und der römischen Curie. Der Pabst wich den gebietenden Forderungen der Höfe mit allen Künsten der römischen Diplomatie so lange aus, wie er nur immer konnte. Die Mahnungen wurden dringender und drohender; der Pabst sah endlich die Nothwendigkeit ein, den Höfen zu willfahren, und setzte zu dem Ende ein geheimes Consistorium auf den 3. Februar 1769 an. Allein in der Nacht des 2. Februar starb er an der Apoplexie. — Sein Nachfolger, der Cardinal Ganganelli, welcher am 19. Mai 1769 als Clemens XIV. den päbstlichen Stuhl bestieg, mußte sich endlich den Forderungen der Höfe fügen, er hob den Jesuitenorden auf. Am 17. Septbr. 1772 begann er dieses Werk damit, daß er die Seminarien der Jesuiten verschließen und den Procuratoren die Rechnungen abnehmen ließ; aber erst im folgenden Jahre unterschrieb er am 21. Juli die Aufhebungsbulle **Dominus ac redemptor noster**, die darauf am 16. August 1773 Abends nach 8 Uhr bekannt gemacht wurde. Clemens hatte das Breve unter Seufzen ausgefertigt. „So ist sie denn vollbracht," sprach er, „die Aufhe-

bung! Ich bereue nicht, was ich gethan habe! . . . Ich habe mich nur nach der reiflichsten Überlegung dazu entschlossen! . . . Ich würde es noch einmal thun; aber diese Aufhebung wird mir den Tod bringen." Und so geschah es. Noch acht Monate nach jener Unterschrift genoß der Pabst eine vollkommene Gesundheit; da verspürte er, als er einmal von Tische aufstand, ein inneres Schütteln, gefolgt von einem starken Frostschauer; bald bemerkten seine vertrautesten Freunde beunruhigende Zeichen an ihm; die bisher volle und wohlklingende Stimme des Pabstes wurde gänzlich belegt von einer Heiserkeit eigenthümlicher Art. Eine Entzündung, die sich im Innern der Kehle entwickelte, zwang ihn den Mund beständig offen zu halten; wiederholtes Erbrechen, Schwäche in den Beinen fand sich ein. Sein bis dahin fester Schlaf wurde unaufhörlich von schneidenden Schmerzen unterbrochen. Am Ende kannte er keine Ruhe mehr; eine gänzliche Erschlaffung aller Kräfte, eine vorzeitige Auflösung folgten plötzlich auf die beinahe jugendliche Beweglichkeit und Kraft, und bald machte die schmerzliche Überzeugung von einem Frevel, den er immer gefürchtet hatte, Clemens **XIV.** in seinen eigenen Augen unkenntlich. Bei diesem krankhaften Zustande seiner physischen Natur unterlag auch der geistige und moralische Mensch. Es war nichts mehr von Ganganelli übrig; selbst seine Vernunft schweifte aus ihrer gewohnten Bahn. Spukgestalten verfolgten ihn in seinem Schlafe; mitten in der Nacht entriß er sich schauerlichen Träumen und warf sich zu Boden vor einem kleinen Madonnenbilde. Hier, im grauenvollen Glauben an seine ewige Verdammniß, rief er unter Schluchzen: Gnade, Gnade . . . man hat mir Gewalt angethan. Endlich nach mehr als sechsmonatlichen Qualen sah Clemens **XIV** die Stunde seiner Erlösung nahen; auf einige Augenblicke wurde ihm die Vernunft wieder geschenkt. In der Fülle

seiner Geisteskraft und seiner Schmerzen trat er den Todeskampf an. Er wollte sprechen; ein Mönch flüsterte einige Worte in sein Ohr: alsbald erstarrte das Wort auf seinen Lippen und das Leben in seinen Adern (22. Septbr. 1774.) Die Männer vom Fach, die herbeigerufen wurden, um ihn einzubalsamiren, fanden einen Leichnam mit blutfarbigem Gesichte, schwarzen Lippen, aufgedunsenem Bauche, abgemagerten und mit blauen Flecken bedeckten Gliedern. Als man dem Todten seine päbstlichen Gewänder auszog, blieb ein großer Theil seiner Haut daran kleben, das Haar blieb vollständig an dem Sammtkissen hängen, worauf der Kopf lag und bei einer einfachen Reibung fielen sämmtliche Nägel, einer um den andern, ab. — Niemand zweifelte einen Augenblick an einem gewaltsamen Tode. Die Ärzte hatten sehr leise gesprochen, die Leiche sprach allzu laut, und ganz Rom schrie jetzt: Clemens XIV. ist durch das aqua tofana von Perugia gestorben. Später wurde die Sache geläugnet. —

Der Orden war äußerlich aufgehoben; aber die Jesuiten blieben fortbestehen und wirkten in geheimer Verbindung ihrer Obern in der alten Weise, nur im Geheimen, fort. In Rußland fanden sie unter Katharina II. selbst Duldung und Schutz, indem hier die Bekanntmachung der Aufhebungsbulle verhindert und ihnen die Erlaubniß ertheilt wurde, ein Noviziat anzulegen. Sie erwählten einen General. Dorthin begaben sich auch die Jesuiten aus Schlesien, als Friedrich II. im Jahre 1781, nachdem er sie anfangs geschützt hatte, ihre Aufhebung verordnete. Die Exjesuiten im übrigen Europa wurden jetzt weit gefährlicher als früher, wo sie offen auftraten; weil man sie nicht mehr in ihrer Ordenskleidung erblickte, wurde man sorglos gegen ihre Bestrebungen, die sie im Verborgenen nur desto thätiger fortsetzten. Die wichtigsten Kirchen- und Lehrämter

wurden ihnen übertragen, in welchen sie ohne Verdacht ihre Grundsätze fortpflanzen und für ihre äußere Wiederherstellung arbeiten konnten. Mit welcher Kühnheit traten die Jesuiten z. B. nicht in Baiern der neu errichteten Academie der Wissenschaften, den Reformen des Schulwesens und besonders dem Illuminatenorden entgegen? Es ist bekannt, daß sie an der Rebellion in den österreichischen Niederlanden wesentlichen Antheil hatten und dort ihre Wiedereinführung zu bewirken suchten, welche sie auch in Baiern durch anonyme Schriften zu erlangen strebten. Nichts kam aber dem Plan der Exjesuiten erwünschter als die französische Revolution; sie bot die beste Gelegenheit dar, nicht nur dieses Ereigniß als eine Strafe ihrer Verfolgung darzustellen, sondern auch die Philosophie und Aufklärung als die gefährlichsten Feinde der Throne und als das Verderben der Völker zu verdächtigen. Ein Herr von Villegas d'Estaimbourg sagte geradezu, daß, wenn die Gesellschaft Jesu nicht aufgehoben worden wäre, die Philosophie an den Höfen keinen Eingang gefunden hätte; Joseph II. ein vernünftiges Regierungssystem befolgt haben würde, und Ludwig XVI. nicht von Rebellen hätte Gesetze annehmen müssen; denn durch die Religion und die guten Sitten, welche die apostolischen Bemühungen dieser Gesellschaft erhalten hätten, würde der Anarchie vorgebaut worden sein. Allerdings war es eine merkwürdige Verkettung der Begebenheiten, daß kurz vor dem Zeitmoment, in welcher Frankreich sich die Bahn der Neuerungen eröffnet, das Pabstthum die Maschine zerbricht, die gebaut worden war, um den Grund jeder Neuerung zu ersticken. Aber mußten die Jesuiten und ihre Freunde darin nicht einen Fingerzeig Gottes erblicken, daß er jenen nachfolgenden Ereignissen ein so großes Hinderniß wie ihren Orden habe wegräumen wollen? Jedoch scheint diese Erklärung keinem Jesuiten eingekommen zu sein; sie hielten

sich lieber an solchen Ansichten, wie die vom Herrn von Villegas ausgesprochenen, und fanden damit bei den Fürsten und Mächtigen der Erde ein um so geneigteres Gehör, je näher und gefahrdrohender denselben die Ereignisse und Folgen der französischen Revolution auf den Leib rückten. Sie wurden in diesem Glauben von ihren Rathgebern immer mehr bestärkt, weil diese theils mit den Jesuiten in Verbindung standen, theils froh waren, in diesem Glauben ein Mittel gefunden zu haben, durch welches sie die eigenen Schwächen und Leidenschaften verbergen und beschönigen konnten. Der Gedanke war zu bequem, daß der blinde Kirchenglaube, welcher zugleich befiehlt, in jeder obrigkeitlichen Verfügung eine göttliche Anordnung anzuerkennen, ebenso den blinden und unbedingten bürgerlichen Gehorsam begünstige als das freie Denken über die höheren Angelegenheiten des Menschen, namentlich über Religionssachen, denselben gefährde; ja daß sich dieses freie Denken sogar herausnehme, Regierungshandlungen, Grundsätze und Systeme zu prüfen, zu kritisiren und zu tadeln; daß daher Regenten und Minister, deren Anordnungen da, wo das blinde Glauben die Stelle des Denkens vertritt, mit stummer Verehrung, wie Gottes Gebote befolgt werden, durch diese gottlose Freidenkerei in ihren Plänen und Regierungsprinzipien, in ihrer Politik und in ihrem Thun und Lassen ungemein genirt werden. Indem man sich solchen Vorstellungen überließ, bedachte man nicht, daß der Jesuitismus über 200 Jahre in seiner Blüthe bestanden hatte, und dennoch nichts von dem, wogegen er jetzt schützen sollte, habe verhindern können, ja daß er selbst wesentlich dazu beigetragen habe, jene Ereignisse in die Wirklichkeit herbeizuführen. Die Geschichte lehrte hier wieder, daß die Selbstsucht und Eigenliebe nichts aus ihr zu lernen weiß.

Die Vorboten der Wiederherstellung des Jesuitenordens

zeigten sich gleich mit Beginn unsers Jahrhunderts, zunächst in Rußland, wo der Orden gleichsam überwintert hatte. Der Jesuit Franz Karou wandte sich mit einigen Andern im Jahre 1800 an den Pabst Pius VII. mit der Bitte, ihnen die Ermächtigung zu ertheilen, sich wieder in eine Körperschaft zu einigen. Da er dem Pabste zugleich Empfehlungsbriefe des Kaisers Paul I. übergab, so fand sich derselbe „in Betracht der außerordentlichen Vortheile, welche hieraus für jene ungemessen großen, beinahe völlig an evangelischen Arbeitern Noth leidenden Gegenden hervorgehen würden, und bedenkend, welchen unschätzbaren Nutzen diese Geistlichen, deren erprobte Sitten schon so hohes Lob erworben hätten, der Kirche durch ihre unermüdlichen Anstrengungen, durch ihren kräftigen Eifer für das Wohl der Seelen und durch ihre ununterbrochene Übung des Predigtamts schaffen würden" bewogen, der Bitte zu willfahren, und die Gesellschaft Jesu in alter Weise auf ein Breve vom 7. Mai 1801 für das russische Reich wiederherzustellen. Am 13. Juli 1804 erfolgte ein zweites Breve, wodurch die Gesellschaft auch wieder in das Königreich beider Sicilien eingeführt wurde. In Frankreich tauchte die Gesellschaft erst mit der Restauration wieder auf. Das Kaiserthum, welches doch die Starken liebte, ließ die Trümmer der Gesellschaft im Staube, es wußte wohl, obgleich es sonst Alles vermochte, daß es nicht einen einzigen Stein derselben zu erheben vermöchte, ohne seinen Ursprung zu verläugnen, und daß unter den Urtheilen, die das Volk ausspricht, auch solche sind, mit denen man nicht spielen darf. Jedoch der Augenblick kommt, in welchem der von dem Pabstthum niedergeschmetterte Orden durch das Pabstthum selbst wieder siegreich hergestellt wird. Die Wiederherstellungsbulle „Sollicitudo omnium" ist vom 7. August 1814. Darin heißt es: „Die einstimmigen Wünsche

beinahe der ganzen Christenheit für die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu führten alle Tage lebhafte und dringende Gesuche von Seiten unserer ehrwürdigen Brüder, der Erzbischöfe und Bischöfe, so wie von den ausgezeichnetsten Personen aller Stände und Orden herbei, vorzüglich seitdem sich auf alle Seiten hin der Überfluß von Früchten verbreitete, welchen die Gesellschaft in den Gegenden hervorbrachte, wo sie sich befand, und die Fruchtbarkeit der Schößlinge, welche die Hoffnung der Erweiterung und Verschönerung des Feldes des Herrn in allen Theilen gewähren. Selbst die Zerstreuung der Steine des Heiligthums, verursacht von den neuerlichen Unglücksfällen und Widrigkeiten, welche man mehr beweinen muß, als sich ins Gedächtniß zurückrufen, die Vernachlässigung der Disciplin der regulirten Orden — — forderten, daß Wir so einstimmigen und richtigen Wünschen Unsere Zustimmung geben. Wir müßten uns schwerer Sünden gegen Gott theilhaftig machen, wenn Wir, mitten unter so dringenden Bedürfnissen, unter welchen die öffentliche Sache leidet, es versäumten, ihr die heilsame Hülfe zu gewähren, welche Gott durch seine Vorsehung in unsere Hände legt; und Wir, in das Schiff Petri getreten, unter den Wogen der Stürme die kräftigen erfahrnen Ruderer zurückweisen wollten, welche sich uns anbieten, um die brausenden Wellen zu durchbrechen, welche uns jeden Augenblick mit unvermeidlichem Verderben drohen. Von so starken und wichtigen Gründen umgeben, haben Wir uns entschlossen, das auszuführen, was Wir aufs Heißeste seit dem Besteigen des apostolischen Stuhles wünschten. So haben Wir Uns denn — entschlossen, zu befehlen und zu bestimmen, wie Wir in Wirklichkeit nun befehlen und bestimmen, mittelst gegenwärtiger und unwiderruflicher Verordnung, daß alle Bewilligungen und Ermächtigungen, welche Wir

einzig für das russische Reich und das Königreich beider Sicilien ertheilt haben, von dem jetzigen Augenblick an ausgedehnt und so betrachtet werden sollen, als wenn Wir sie wirklich auf alle Theile Unsers Kirchenstaats, so wie über alle andere Staaten und Besitzungen ausgedehnt hätten."

So war denn der Jesuitenorden der christlichen Welt wieder gegeben inmitten des Kreuzzugs des alten Europa's gegen das revolutionäre Frankreich. Das Pabstthum ließ zu diesem Kampfe Loyola's wiedererstandene Miliz los, damit Geist und Leib in gleichem Maße eingeschlossen und die Niederlage der Neuerungs-Ideen vollständig würde.

Sollte uns Jemand fragen, was diese historische Übersicht mit den „Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts" zu schaffen hat, so antworten wir: die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts sind keine andern als die, deren Geschichte wir in kurzer Übersicht vorgeführt haben. In der Unmöglichkeit, sich wesentlich zu verändern, obschon sie verschiedene Formen annehmen kann, liegt zugleich die Kraft und die Schwachheit dieser Gesellschaft; dieß bringt sie oft ihrem letzten Stündlein nahe, aber eben dieß verhindert auch ihren wirklichen Tod. Aus dem, was sie gethan hat, können wir am leichtesten darauf schließen, was sie in der Gegenwart und Zukunft zu thun im Stande ist, während dieß jetzt noch zum Theil durch ihrer Klugheit Schleier und der Zeiten Unsicherheit verhüllt ist. Endlich aber führt uns die Lehre der Geschichte über den Orden der Jesuiten zu den Grundlagen, auf welchen das Wesen und die Verfassung der Gesellschaft beruht.

II.

Das Wesen des Jesuitismus.

Der Vorwurf des Jesuitismus ist heutzutage ein Gemeinplatz geworden, gewiß ein sehr schlagender Beweis für die allgemeine Verbreitung, welche die Grundsätze des Jesuitenordens gewonnen haben. Unser Zeitalter ist denselben mit einer gewissen Unbefangenheit hingegeben, welche der gründlicheren Bearbeitung unserer Verhältnisse durch den eigentlichen Orden natürlich den Boden geebnet hat. Um das Wesen des Jesuitismus in seinem Kern, in seiner Ursprünglichkeit zu begreifen, muß man die Grundbücher des Ordens einsehen, man muß seine Lehren und Constitutionen an der Quelle prüfen. Dadurch beseitigt man zugleich den abgenutzten Einwand der Jesuiten, als mache man den Orden für einzelne Auswüchse desselben verantwortlich. Wir lassen zunächst den unbestimmten, ins Allgemeine gehenden Jesuitismus bei Seite und wenden uns an das den Jesuitenorden belebende Prinzip, an den Puls seines Lebens.

Der Charakter des Jesuitismus, der in Spanien geboren, in Frankreich vorbereitet, in Rom entwickelt und festgestellt wurde, besteht darin, daß er den Geist des Weltbürgerthums in sich aufgenommen hat, den Italien damals in allen seinen Werken trug. Dieß ist eine der Seiten, in welcher er mit dem Geist der Wiedergeburt der Wis-

fenschaften im südlichen Europa übereinstimmte. Auf der andern Seite streifte er das Mittelalter ab, indem er den Ascetismus und die Kasteiungen willig abwarf. In Spanien träumte er zuerst nur den Besitz des heiligen Grabes; als er nach Italien überdrang, wurde er praktischer; er hält sich nicht damit auf, ein Grab zu begehren; was er noch will, ist, aus einem Lebendigen einen Leichnam zu machen. Allein dadurch, daß er in die weltliche Gesellschaft eintritt und sich mit ihr vereinigt, wird er unfähig, sich von ihr loszumachen, d. h. sie etwas Besonderes zu lehren. Die Welt hat ihn erobert, nicht er die Welt. —

Das innerste Wesen des Jesuitismus, wie derselbe durch den Stifter des Ordens gleichsam als Ideal ausgeprägt wurde, enthält das eigentliche Grundbuch der Jesuiten, das Buch der geistlichen Übungen, das nach und nach alle Anhänger des Ordens in dasselbe Modell geworfen hat. Nachdem Loyola durch alle Bedingungen der Verzückung, der Begeisterung, der Heiligkeit gegangen war, unternahm er es mit einer bewundernswerthen Berechnung, die Erfahrungen, die er an sich selbst bis zur Gluth der Visionen machen konnte, in ein vollständiges System zu fassen. Indem er seinen Schülern Thaten, die bei ihm selbstständig hervorgegangen sind, als „Operationen" aufdringt, sind ihm dreißig Tage hinlänglich, um durch diese Methode den Willen und den Verstand zu brechen, etwa wie ein Reiter, der sein Pferd zügelt. Er verlangt nur dreißig Tage, um eine Seele zu bändigen. Es ist bemerkenswerth, daß sich der Jesuitismus zu derselben Zeit entwickelte, wie die moderne Inquisition. Während diese den Körper verrenkte, verrenkten die „geistlichen Übungen" die Gedanken unter der Maschine Loyola's. Um zum Stande der Heiligkeit zu gelangen, findet man in diesem Buche Regeln wie folgende: „zuerst auf ein Papier Linien

von verschiedenen Größen ziehen, welche der Größe der Gedanken entsprechen; zweitens, sich in ein Zimmer einsperren, dessen Fenster halb verschlossen sind; sechstens, Betrachtungen der Hölle, welche „zwei Präludien, fünf Punkte und ein Colloquium" begreift; sich einbilden, man höre Klagen, Geschrei; sich Rauch, Schwefel, den Wurm des Gewissens vorstellen u. s. w. Aber nicht allein diese Gesichte sind also vorgeschrieben. Was man nie vermuthen würde, selbst die Seufzer sind aufgezeichnet; das Einathmen und Ausathmen ist bestimmt; die Pausen, die Zwischenräume des Schweigens sind zum Voraus wie in einem Musikbuche angegeben, z. B. „dritte Art zu beten, indem man auf eine gewisse Art die Worte und die Zeit des Stillschweigens mißt." Dieses Mittel besteht darin, zwischen jedem Hauche, zwischen jedem Athemzuge einige Wörter auszulassen; und etwas weiterhin: „Man bemerke wohl die gleichen Zwischenräume zwischen dem Athmen, dem Unterdrücken der Stimme und den Worten." Das heißt, daß der Mensch sei er begeistert oder nicht, nichts mehr ist als eine Seufz- und Schluchz-Maschine, die in den bestimmten Augenblikken und in der Ordnung, welche die Erfahrung als die nützlichste erwiesen hat, seufzen, weinen, schreien, seine Stimme ersticken muß. Wie erhebt sich dieser christliche Automat zu den Glaubenssätzen und Geheimnissen des Evangeliums? In folgender Weise: Ist von einem Geheimniß die Rede, so besteht das Präludium darin, sich vor jeder andern Vorrichtung irgend einen körperlichen Ort vorzustellen mit allen seinen Nebentheilen. Ist z. B. von der Jungfrau Maria die Rede, so besteht das Mittel darin, sich ein kleines Haus vorzustellen; von der Geburt Christi, eine Grotte, eine Höhle, die auf eine bequeme oder unbequeme Art eingerichtet ist. Ist von dem Blutschwitzen die Rede, so muß man sich vor allen Dingen einen Garten

von einer gewissen Größe vorstellen, dessen Länge, Breite und Flächenraum ausmessen. Dieß ist die Methode zu den Religionsgeheimnissen aufzusteigen. Dieses Buch der „geistlichen Übungen" ist bei den Jesuiten unserer Tage nicht etwa außer Gebrauch; im Gegentheil, es ist nicht nur die Grundlage der Gewalt Loyola's, sondern auch der Erziehung der ganzen Gesellschaft. Daher entsteht die Nothwendigkeit, es ganz anzunehmen, oder, wenn man es verwirft, mit ihm die Gesellschaft zu verwerfen, dessen Lebensprinzip es ist. Es ist da kein Ausweg; denn nach der Gesellschaft ist es ein von oben inspirirtes Buch; die Mutter Gottes hat es selbst diktirt. Loyola hat es nur auf göttliche Eingebung niedergeschrieben. Was es über die Geißelung seiner Anhänger lehrt, sagen uns folgende Worte: „Wir wollen uns bei der Geißelung vorzüglich kleiner Schnüre bedienen, welche die Haut verletzen, indem sie das Äußere berühren, ohne das Innere zu treffen, damit der Gesundheit kein Nachtheil geschehe."

Ein zweites Grundbuch der Jesuiten ist das Directorium, welches durch den General Aquaviva nach den Erfahrungen der Methode Loyola's abgefaßt wurde. Es verhält sich zum erstern wie die Anwendung zur Theorie. Da heißt es: „Um Jemand zur Gesellschaft anzuziehen, muß man nicht ungestüm mit ihm verfahren. Man muß irgend eine gute Gelegenheit abwarten, z. B., wenn diese Person einen äußern Kummer erduldet, oder wenn sie schlechte Geschäfte macht. Eine treffliche Bequemlichkeit ist auch in den Lastern selbst. Im Anfang muß man sich wohl hüten, diejenigen als Beispiele aufzustellen, die, wenn der erste Schritt gethan war, in den Orden eingeführt worden sind; dieß muß man wenigstens bis ans Ende verschweigen. Handelt es sich um angesehene Personen oder um gewisse Adelige, so muß man ihnen ja nicht die vollständigen Übungen aus-

liefern. In jedem Falle ist es besser, daß sich der Lehrer zu diesen Personen nach Hause begebe, weil auf diese Weise die Sache leichter geheim bleibt. In Betreff der größern Masse ist das Erste, was man thun muß, denjenigen, der zu den Übungen bestimmt ist, in die Einsamkeit der Zelle zu bannen. Hier soll er, fern vom Anblick der Menschen und besonders seiner Freunde nur von seinem Lehrer besucht werden. In dieser gänzlichen Abgeschiedenheit muß man ihm die geistlichen Übungen in die Hand geben und ihn dann sich selbst überlassen. Jeden Tag muß der Lehrer auf einen Augenblick erscheinen, um ihn auszufragen, anzuregen und ihn auf diesem Wege ohne Rückkehr weiter zu treiben." Endlich, wenn diese Seele der Welt also entfremdet und zerknirscht worden ist, und sie sich selbst in die Formen Loyola's gegossen hat, wenn sie die unwiderstehliche Umarmung fühlt, wenn sie genugsam entwurzelt ist und, um mit dem Directorium zu sprechen, im Todeskampfe erstickt, dann ist es gut, sagt das Directorium, sie ein wenig athmen zu lassen. Wenn der Mensch nun bis zu einem gewissen Punkte wieder Athem geschöpft hat, ist der günstige Augenblick da; „denn er muß gerade nicht immer gequält werden;" d. h. wenn diese Seele ganz hingegeben ist, so wird ihm kaltblütig die Wahl gelassen, in den Orden zu treten oder nicht.

Was wird aus dem Menschen im Schooße der Gesellschaft? Darüber belehren uns die Constitutionen. Ein Zug von Loyola's Genie ist der, daß er damit angefangen hat, seinen Schülern den Zutritt zu den geistlichen Ämtern zu untersagen. Durch dieses einzige Wort errichtete er eine Kirche in der Kirche. Dadurch, daß er den Seinigen jede Hoffnung außerhalb des Ordens nimmt; weiß er, daß er sie mit einem gränzenlosen Ehrgeiz für die Autorität des Ordens selbst erfüllt: Weil Jeder in das

Institut Jesu eingemauert ist, muß auch Jeder mit außerordentlicher Kraft daran arbeiten, sein Gefängniß zu vergrößern, zu vergolden, zu rühmen. Keiner soll Bischof, noch Cardinal, noch Pabst werden; alle sollen dagegen ihren Antheil an der Unsterblichkeit des Ordens haben. Mit der Bewahrung seiner Constitutionen ging der Orden anfangs sehr geheimnißvoll um; er ließ zwar seine Regeln 1584 drucken, aber nur für die Mitglieder. Später erschienen mehrere Ausgaben sämmtlicher Verordnungen und Einrichtungen der Gesellschaft Jesu, unter welchen die zu Prag 1757 in zwei Foliobänden veranstaltete die brauchbarste ist.

In keinem Orden kann man auf so verschiedene Art Mitglied sein, wie in der Gesellschaft Jesu. Einige nehmen sechs verschiedene Klassen in dem Orden an; die Constitutionen dagegen unterscheiden nur vier Klassen, und zwar erstens, im weitesten Sinne, alle diejenigen die unter dem Gehorsame des Generals leben, worin also auch die Klasse der sogenannten Affiliirten, der **Jésuites à courte robe**, stecken würde, indem sie kein weiteres Gelübde als das des Gehorsams gegen den General abzulegen brauchten; zweitens, in einem engern Sinne besteht die Gesellschaft aus Professen, wirklichen Coadjutoren und angenommenen Schülern; drittens, in einem mehr eigentlichen Sinne umfaßt sie die Professen und wirklichen Coadjutoren; und viertens, in der eigentlichsten Bedeutung enthält sie bloß die Professen, von denen Einige bei der Wahl des Generals ein aktives und passives Stimmrecht haben. Wer in den Orden aufgenommen werden will, muß sich zwei Prüfungen unterwerfen, denen noch eine vorläufige vorausgeht. Darauf legt er die Gelübde ab, die ihn so lange binden, als ihn die Gesellschaft behalten will. Aus den approbirten Schülern kann der General machen, was er will, indem

die Constitutionen hierüber keine bindende Vorschrift enthalten. Neben den geistlichen Coadjutoren, welche Priester sein müssen, giebt es noch weltliche Coadjutoren, eigentliche Laienbrüder, und zwischen den geistlichen Coadjutoren und den Professen von vier Gelübden noch solche, die nur drei Gelübde abgelegt, dem Pabst nicht Gehorsam geschworen haben; sie brauchen auch nicht Priester zu sein, worauf die Vermuthung gegründet wurde, daß unter diesen Professern auch Laien seien, die mit dem Orden in nächster Verbindung stehen, ohne dem äußern Schein nach für Jesuiten zu gelten. Es ist außer allem Zweifel, bemerkt Jordan in dieser Beziehung, daß auch Weltleute aller Stände und selbst aller Religionen Jesuiten sein können. Kein Jesuit kann ohne Bewilligung des Generals aus dem Orden austreten, wenn er nicht Karthäuser werden will. — Die Gesellschaft Jesu ist eine Wahldespotie, da dem gewählten General alle seine Unterthanen zum unbedingten Gehorsam verpflichtet sind; er soll ihnen als Stellvertreter Christi und Gottes gelten. Der Gehorsam soll in Bezug auf die Vollziehung, auf den Willen und auf die Einsicht ganz vollkommen sein, so daß man mit großer Schnelligkeit und geistlicher Freude vollzieht, was immer befohlen sein mag; daß man sich überrede, Alles sei gerecht und daß man jede widerstreitende eigene Meinung und jedes widerstreitende eigene Urtheil durch einen gewissen blinden Gehorsam verläugne. Der unbedingte Gehorsam wird also hier durch die Religion geheiligt. Darum kann auch nur eine auf Religion gegründete Despotie diesen Grad der Absolutheit erreichen. Eine solche Selbstvernichtung aber bahnt zugleich den Weg zum römisch-christlichen Heroenthum, zur Würde eines Heiligen. Der Ruhm, den dieser unbedingte Gehorsam in Aussicht stellt, ist nach dieser Lehre das Höchste, wonach ein Sterblicher ringen kann. An diesem Punkte hängt die

Regierungsform der Geſellſchaft Jeſu genau mit dem Syſtem der römiſch-katholiſchen Kirche zuſammen, ſie erſcheint nur als eine Manifeſtation, als eine politiſch-praktiſche Ausprägung dieſes leztern. — Daß die Gewalt des Jeſuiten-Generals, der in den allgemeinen Verſammlungen durch abſolute Stimmenmehrheit auf Lebenszeit gewählt wird, ſo gut wie unbegränzt iſt, wurde ſchon erwähnt. Die Beamten des Jeſuitenſtaats ſind überaus zahlreich. In ſonſtigen chriſtlichen Inſtitutionen geht der Menſch, das Geſchöpf Gottes voran; in Loyola's Geſetz erblickt man nichts als Aſſiſtenten, Provinziale, Präfekte, Rektoren, Examinatoren, Conſulenten, Ermahner, Prokuratoren, Verweſer der geiſtlichen Dinge, Präfekte der Geſundheit, der Bibliothek, des Speiſeſaals, Ökonomen u. ſ. w. Jeder von dieſen Beamten hat ſein beſonderes Geſetz, das ſehr klar und ſehr beſtimmt iſt. Es iſt unmöglich, daß jeder von ihnen nicht wiſſe, was er zu jeder Stunde des Tags zu thun habe. So umfaßt eine Aſſiſtenz die Provinzen eines oder mehrerer Länder. Die Aſſiſtenten ſind Gehülfen und Controlleure des Generals. Die eigentlichen Regierungsbezirke des Jeſuitenſtaats ſind die Provinzen; einem jeden ſteht ein Provinzial vor; ſie haben unter vielen Pflichten auch die, daß keine Schrift ohne Wiſſen und Willen des Generals gedruckt werde. In den Provinzen beſtehen als Anſtalten der Geſellſchaft zunächſt die Profeß- und die Prüfungshäuſer; die erſtern dürfen keine Einkünfte haben, wohl aber die andern. Daran ſchließen ſich als Unterrichtsanſtalten die Collegien, Seminarien und Convikte. Man hat gerade in dieſen Schuleinrichtungen und ihren Erfolgen eine Glanzſeite des Jeſuitismus gefunden. Worin beſteht aber jene Erziehung der Jeſuiten? Ihr Apologet Cerutti ſagt es klar und deutlich: „So wie man die Glieder des Kindes von der Wiege an einwickelt, um ihnen Richtung und

Verhältniß zu geben, so muß man, von seiner Kindheit an, des Menschen Willen gleichsam einwickeln, damit er für das das ganze nachfolgende Leben eine glückliche und heilsame Biegsamkeit erhalte." Der Unterricht wie das Lernen geschieht bei den Jesuiten mechanisch; das ganze Studium ist Gedächtnißsache, indem die Kenntnisse gleichsam eingetrichtert werden. Das Betragen wie die Andacht der Schüler richtet sich nach bestimmten, eingeübten, gleichsam militärischen Formen, bei denen der innere Mensch ganz unbeachtet bleibt und sich gar nicht äußerlich zeigen darf, weil unbedingter Gehorsam und unbedingtes Fürwahrhalten der vorgetragenen Regeln verlangt wird. Die Schüler werden mit einem Worte nur dressirt, nicht gebildet. — Die am wenigsten ausgedehnten Niederlassungen der Jesuiten sind endlich noch die Residenzen, Missionen zum gemeinschaftlichen Leben einzelner Jesuiten.

Wir haben in der historischen Übersicht und in den Grundbüchern des Jesuitismus die leitenden Gedanken, die geistige Grundlage des Ordens kennen gelernt, in der Organisation desselben aber die äußere Erscheinung seines Wesens. Es bleibt uns noch übrig, nachzuweisen, durch welche Maximen, Hülfsmittel und Einrichtungen der Jesuitenstaat zusammengehalten, seine Kriegsmaschine in Bewegung gesetzt wurde. Die „Constitutionen" geben auch hierüber den besten Aufschluß. Wer in den Orden eintritt, entsagt der Welt und lebt für Christus allein. Dieser Christus aber ist in dem General und in jedem Obern, den dieser angeordnet hat, personificirt. Der General befiehlt dasjenige, was er zur Ausführung des von Gott und der Gesellschaft ihm vorgesteckten Zweckes für dienlich hält. Liegt auch hierin schon deutlich genug, daß der Jesuit nicht fragen dürfe, wie das beschaffen sei, was die Obern befehlen, sondern in allen diesen Befehlen unbedingt Christi Willen zu verehren habe,

so bleiben doch die Constitutionen hierbei noch nicht stehen, sondern erklären ausdrücklich, daß der Jesuit auch eine Tod- oder erläßliche Sünde begehen müsse, wenn der Obere es befiehlt, ja daß schon die Gelübde an sich zur Sünde verpflichten. — Man mühe sich nicht ab, in den Schriften einzelner Jesuiten verderbliche Lehren nachzuweisen; hier in den Constitutionen des Ordens selbst ist es niedergelegt und ausgesprochen, daß der Zweck des Ordens jedes Mittel, es mag in Tugend oder Laster, in Gutem oder Bösem bestehen, heilige, daß sohin dem Jesuiten, sobald es sein Oberer befiehlt, Alles erlaubt, sogar Tugend und Pflicht sei. Um aber des Gehorsams stets sicher zu sein und den Eifer der einzelnen Glieder der Gesellschaft stets rege zu erhalten und jedes derselben nach seiner Brauchbarkeit verwenden und befördern zu können, gilt der Grundsatz, daß die Oberen einen jeden ihrer Unterthanen genau kennen zu lernen und in dieser Kenntniß fortwährend zu verbleiben haben; daß aber auch jeder Unterthan, ja jeder Obere wisse, er sei unter beständiger Controle. Alles ist hierbei auf ein Prinzip gebaut: gegenseitige Beaufsichtigung, gegenseitige Anklägerei, vollkommene Verachtung der menschlichen Natur. Der Oberste ist von seinen Consulenten umgeben, die Ordensbrüder, Novizen, Schüler von ihren Mitbrüdern oder Kameraden, die sie beobachten müssen, verklagen können. Die zu einer solchen Controle benutzten Maßregeln sind die verschiedenen Arten der Berichte, die Jahresberichte, welche aus den verschiedenen Anstalten durch besonders angestellte „Auskundschafter alles Merkwürdigen" an die Provinziale und durch diese an den General gelangen. Aus ihnen läßt der General einen Jahresbericht des Ordens verfertigen und denselben wieder in alle Provinzen vertheilen. Ferner sind es die jährlichen Kataloge und Informationen, die eigentlichen geheimen Conduitenlisten des Ordens, die Visitationen und

die gegenseitige Controle der Ordensglieder unter sich. Durch solche Grundsätze und Maximen zusammengefügt tritt nun der Orden an seine Aufgabe, verwirklicht seinen Zweck: die größere Ehre Gottes, das allgemeine Wohl und den Nutzen der Seelen. Dieser Zweck aber umfaßt das ganze menschliche Geschlecht; und die Jesuiten streben nach seiner Erreichung, wenn sie den Glauben gegen Abtrünnige und Ketzer vertheidigen, den römisch-katholischen Glauben unter Heiden und Ketzern verbreiten, und die treu gebliebene Gemeinde unabläßig pflegen. Hat der Orden die Eroberung vollendet, so tritt der Sieg der Hierarchie ein, da der weltliche Staat nur ein Mittel zum Zwecke ist. Die Aufgabe ist eine gewaltige; deßhalb fragt auch der Orden bei den Handlungen nicht, ob sie nach den gewöhnlichen Begriffen gut oder böse sind, sondern nur, ob sie zweckdienlich, vortheilhaft seien, weil, wenn das Letztere der Fall ist, die Handlung auf dem hohen Standpunkte des Ordens stets auch gut ist. — Diese Grundsätze hat die öffentliche Meinung bekanntlich in die kurze Regel zusammengefaßt: „Der Zweck heiligt die Mittel", und mit der Anwendung dieses Spruches hat sich der Orden in der neuern Zeit Bahn gebrochen, das Wohlgefallen der Mächtigen erworben und das Zeitalter zu einem jesuitischen umgeprägt. Vor allen Dingen hat der Orden sich mittelst jenes Spruches zu allen Zeiten in den Besitz von großen Geldsummen zu bringen und dieselben auf eine entsprechende Art zu verwenden gewußt. Die Quellen, aus denen die Schätze der Jesuiten flossen und zum Theil noch fließen, sind sehr mannigfacher Art; es gehören dahin die Almosen, an welche der Orden ursprünglich gewiesen ist; sodann die Abdikationen derer, welche in den Orden treten, Vermächtnisse und Geschenke frommer Seelen, für die sie Messe lesen und Rosenkränze abbeten, Geschenke von Monarchen, die oft so groß waren,

daß sich sogar die Jesuiten schämten es zu sagen; früher waren auch die außereuropäischen Missionen, der damit verbundene Handel und die Geldgeschäfte ergiebige Fundgruben. Da diese heutzutage keine rechte Ausbeute liefern, so sind an ihre Stelle die Beiträge getreten, welche der Orden von mildthätigen Herzen zur Begründung und Ausdehnung der Missionen einsammelt. Welche Geldmittel aber auf diese Weise in die Hände der Jesuiten kommen, kann man daraus schließen, wenn man erfährt, daß ihre Gesellschaft in Frankreich für dieses Werk bloß im Monat März 1842 eine Summe von 2,752,215 Franken einnahm.

Wir haben schon auf die Macht und den Einfluß hingewiesen, welchen die Jesuiten als Beichtväter der Fürsten erlangten. Belehrend und von Wichtigkeit für die Einsicht in das Wesen des Ordens sind die Instruktionen, unter welche der Orden solche fürstliche Beichtväter stellte. Wenn es der Gesellschaft, heißt es darin, nicht möglich ist, solchen Ämtern auszuweichen, weil es die größere Ehre Gottes wegen verschiedener Rücksichten so zu fordern scheint, so muß man bei der Wahl der Person und bei der Bestimmung der Art der Ausübung eines solchen Amtes so verfahren, daß dadurch der Fürst unterstützt und das Volk erbaut werde, und die Gesellschaft dabei keinen Schaden leide. Der Beichtiger nehme sich in Acht, daß nicht etwa die Meinung entstehe, als vermöge er viel und regiere er den Fürsten nach Willkür.

Von den Mitteln der Jesuiten, welche sich auf die Pflege der gläubigen Heerde beziehen, haben wir schon das einflußreichste, das mächtigste und eigenthümlichste, nämlich die geistlichen Übungen des Stifters an seiner Stelle erwähnt. In Bezug auf sie erscheinen die andern Mittel, wie das Predigen, Beichthören und der Religionsunterricht, von untergeordneter Wichtigkeit, gleichsam nur als Vorberei-

tungen. Die Jesuiten dürfen an allen Orten predigen. Der Religionsunterricht ist mit den Predigten in so fern verbunden, als außer denselben die Jesuiten keinen solchen dem Volke öffentlich ertheilen, und der Unterricht der Knaben und Unwissenden im Christenthum hauptsächlich den Predigern obliegt. Die ganze Methode des Arbeitens im Weinberge des Herrn, wie sich der Orden auszudrücken pflegt und somit auch der Religionsunterricht, ist darauf berechnet, das Nachdenken über Glaubenssätze als Sünde und Einflüsterung des Teufels darzustellen; den blinden Kirchenglauben als höchste Tugend, als kindlichen Gehorsam gegen die Kirche als Mutter, zur Pflicht zu machen; mechanisches Befolgen kirchlicher Ceremonien, Gebetsformeln, demüthige Geberdungen und andere Außenwerke ohne Geist und Sinn als Gottesdienst und Frömmigkeit zu empfehlen und überhaupt die Menschen glauben zu machen, daß der Teufel ihnen mit tausenderlei Fallstricken nachstelle, vor denen sie ihre Seele nur durch beständigen Gebrauch geistlicher Arzneimittel nach Vorschrift der Jesuiten retten können.

Wie den Jesuiten das Predigen überall frei steht, so auch das Beichtehören. Es liegt dasselbe vorzugsweise den geistlichen Coadjutoren ob. Der Orden hat die ausgedehnteste Absolutionsgewalt, indem seine Beichtiger in allen päbstlichen Reservationsfällen, die in der Nachtmahlsbulle allein ausgenommen, und in den Ländern der Ungläubigen und Ketzer selbst in diesen Fällen, die Absolution ertheilen können. Die größten Schwierigkeiten müssen aber den frommen Vätern die Beichttöchter erregt haben; denn die meisten Normen in dem Institutum haben auf das Beichten des weiblichen Geschlechts Bezug. Es findet sich darunter mancher das Wesen des Jesuitismus charakterisirende Zug. Die Vorschrift, nicht ohne Begleiter Frauenzimmer zu besuchen, wird in den Instruktipnen unter harten Strafen, selbst der

Ausstoßung, wiederholt eingeschärft. Die Beichtiger sollen sich nicht mit armen Weibern, unter dem Vorwande der geistlichen Hülfeleistung, in eine größere Vertraulichkeit einlassen, als schicklich ist. Die Oberen haben dafür zu sorgen, daß die Beichtstühle an offenen Plätzen so gestellt werden, daß ein Beichtiger den andern gleichsam als dessen Gefährte beobachten kann, und von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob die Beichtstühle noch an ihren Plätzen und ob die Gitter unbeschädigt und klein seien. Am Schlusse wird noch bemerkt, daß die Vorschrift über die Mitnahme eines Begleiters sich auf alle Arten von Besuchen beziehe, und daß man diesen niemals allein lassen solle, „außer wenn die Personen, welche man besucht, solche sind, daß es die Geschäfte, weil sie Geheimniß verlangen, oder die Höflichkeit selbst durchaus nicht gestatten, den Gefährten bei sich zu haben."

Wer von dem Wesen, den Einrichtungen und Bestrebungen der Jesuiten auch sonst weiter gar nichts kennen gelernt oder erfahren hätte, der hat doch gewiß von den eigenthümlichen Grundsätzen ihrer Moral gehört, welche für viele Personen der unterscheidende Grundzug des Jesuitismus ist. Ihre Moral ist folgerecht aus ihrem verneinenden Prinzipe, aus dem Mißtrauen gegen den Geist entsprungen. Je mehr aber die Moralphilosophie der Jesuiten, worüber in ihrem Institutum selbst nichts vorkommt, als daß sie nach Aristoteles gelehrt werden soll, durch unzählige Schriften bereits bekannt geworden ist, desto kürzer können wir uns hier in der Darstellung derselben fassen und uns nur auf die Grundprinzipien beschränken. Unter jesuitischer Sittenlehre ist der Inbegriff derjenigen Grundsätze zu verstehen, nach welchen der Orden die vor das Forum des Gewissens gehörigen Fälle entscheidet. Loyola's Prinzip mußte jenen Prozeßtrieb, der auf das Gewissen angewendet wird, nothwendiger Weise hervorbringen und entwickeln. In der That, vom

Augenblicke an, wo man Mißtrauen gegen die Seele hat, wo der Schrei des Gewissens für nichts geachtet wird, muß man Alles aufschreiben. Das geschriebene Wort wird an die Stelle des innern Wortes geschoben; die Regel der Schriftgelehrten muß nothwendiger Weise das Wort und das Licht ersetzen, welches gemacht ist, jeden Menschen, der in diese Welt kommt, zu erleuchten. Je weniger Leben eine Gesellschaft hat, desto mehr Verordnungen, Beschlüsse, Gesetze hat sie, die einander widersprechen und sich gegenseitig aufheben. Wendet man dieß auf das religiöse Leben an, so hat die Seele nicht mehr das Recht, durch eines jener erhabenen Worte, die aus dem innersten Leben des Menschen hervorgehen, Alles zu entscheiden; es führen die vorgeschriebenen Regeln andere Regeln herbei, die Entscheidungen andere Entscheidungen, so daß es unmöglich ist, daß unter diesem Baugerüste von Widersprüchen ein moralischer Sinn nicht erstickt werde. An die Stelle des Priesters tritt der Advokat, als Fuchsschwänzer vor dem Gerichte Gottes. Wo kann aber der Mensch, der sich dem moralischen Sinne in seiner Einfachheit und Stärke nicht mehr anvertraut, hingerathen mit diesem freiwillig stummen Gewissen, mit dieser freiwillig verblendeten Vernunft; wohin kann er anders gerathen als auf jenen Weg des Zufalls und der Vermuthungslehren, wo er, im Finstern alle Vorstellungen vom Guten und Bösen durcheinander mengend, sich immer mehr außerhalb aller Wahrheit, in einen ungeheuren Abgrund versenkt, der nur die Gewissensbisse einschläfern kann, — wo er oft in der Theorie ein an und für sich unmögliches Verbrechen vorhersieht, sich vorstellt, ihm entgegensieht und es schafft. Die Wirksamkeit der Jesuiten hat für diese Behauptungen unendlich viele Beispiele geliefert. Hier genüge es, das Geständniß anzuführen, welches einem der Schüler Loyola's entschlüpft ist, einem von denjenigen, welche sich seinem

Geiſte am meiſten genähert haben, einem ſeiner Zeitgenoſſen, Mariana! „Unſer ganzes Inſtitut, ſagt er, ſcheint keinen andern Zweck zu haben, als die ſchlechten Handlungen zu vergraben und der Kenntniß der Menſchen zu entziehen.“ Pascal hat beſonders, in ſeinen berühmt gewordenen Provinzialbriefen, dieſe Parthie des Jeſuitismus gründlich beleuchtet und aufgedeckt; er hat ihnen zugeſtanden und nachgewieſen, daß ſie keinesweges durch die Grundſätze ihrer Moral die Sitten zu verderben beabſichtigten, aber auch nicht, dieſelben zu verbeſſern, was geradezu gegen die Intereſſen des Ordens, ſomit eine ſchlechte Politik wäre. Sie haben vielmehr die menſchenfreundliche Tendenz, ihre Sittenlehre den verſchiedenen Sitten der Menſchen anzupaſſen, um Allen zu genügen, Allen gefällig zu ſein, ſich Alle als dankbare Freunde verbindlich und anhänglich zu machen. Da es nun zwei Gattungen von Menſchen giebt, nämlich ſolche, welchen nur eine ſtrenge Sittenlehre genügt, und ſolche, denen jede Strenge läſtig iſt, weil ſie eine zu große Anhänglichkeit an die Freuden und Genüſſe des Lebens haben, als daß ſie denſelben entſagen und ſtrenge Tugend üben könnten; ſo haben die Noſtri, wie ſich die Jeſuiten nennen, nicht nur die ſtrenge Moral für die erſte Menſchenklaſſe beibehalten, und, wo nöthig, dieſe noch ſtrenger gemacht, als ſie nach der gewöhnlichen herrſchenden Anſicht dargeſtellt zu werden pflegt, ſondern auch mit großer Mühe und Anſtrengung eine für die ſchwächeren Kinder der Welt beſtimmte bequemere Sittenlehre bearbeitet, von deren Prinzipien hier allein die Rede ſein ſoll.

Es war in der That keine geringe Aufgabe, die Handlungen, welche nach der ſtrengen Moral laſterhaft und verdammlich ſind, als erlaubt darzuſtellen und zu rechtfertigen. Aber das Bedürfniß lag vor, da man dieſe große Menge von Menſchen, beſonders in den höhern Ständen, denen der

Orden so unendlich viel zu danken hat, nicht hülflos und von Gewissensscrupeln gepeinigt lassen durfte; es mußte also dem Bedürfnisse abgeholfen werden. Es gelang; man erfand Mittel, mit deren Hülfe man allen unsittlichen und selbst verbrecherischen Handlungen das Unsittliche und Verbrecherische, gleichsam den Stachel, mit welchem sie sonst das Gewissen zu verletzen pflegen, und dadurch auch die lästigen Folgen derselben — die ewige Strafe — wie durch einen Zauber benehmen kann. Diese Mittel oder Prinzipien beruhen auf der Ansicht: daß Gott nur auf die Absicht des Handelnden und nicht auf die äußere That sieht; daß also die Handlung bloß durch die böse, d. h. durch die auf das Unsittliche oder Verbrecherische derselben unmittelbar gerichtete Absicht zur unsittlichen und verbrecherischen wird.

Denn wie eine Handlung ohne alle Absicht weder gut noch böse, sondern indifferent ist, so hängt ihre sittliche Beschaffenheit lediglich von der Beschaffenheit der ihr zu Grunde liegenden Absicht ab, durch welche allein sie zur guten, wenigstens erlaubten, oder bösen wird. Daher ist auch nicht die äußere Handlung, sondern nur die Absicht des Handelnden das Zurechnungsfähige, beziehungsweise Strafbare. Es kommt demnach lediglich darauf an, daß man denjenigen Handlungen, welche, wenn die Absicht auf die Wirkung, die sie hervorbringen, unmittelbar gerichtet ist, unerlaubt und verdammlich sind, diese böse Absicht entziehe und denselben eine gute oder erlaubte unterlege, weil ihnen dadurch das Einzige, was sie unerlaubt macht, entzogen, und dagegen dasjenige innere Motiv gegeben wird, welches den Handelnden vor dem Richterstuhle des Gewissens und Gottes rechtfertigt, wenigstens vollständig entschuldigt, da die etwaigen schlimmen Folgen der Handlung von ihm nicht beabsichtigt wurden, und darum ihm auch nicht zugerechnet werden können. Auf solche Weise wird also den schwachen

Menschen vollkommen geholfen; sie können Alles ohne den geringsten Nachtheil für ihr Gewissen thun, sobald sie es nur verstehen, ihre Absicht auf etwas Erlaubtes zu lenken und zu reinigen. Je gewandter Jemand hierin ist, desto ungenirter ist er auch in seinem äußern Thun und Lassen. Die Kunst besteht demnach lediglich in der Reinigung der Absicht. Für die Theorie dieser Kunst stellen nun die Nostri gewisse allgemeine Prinzipien auf, die, wenn man sie praktisch gehörig anzuwenden weiß, vollkommen genügen, jede Handlung ohne Gewissensscrupel begehen zu können. Um diese praktische Anwendung zu erleichtern, geben sie selbst in unzähligen Beispielen anschauliche Anleitung zu derselben. Die theoretischen Prinzipien sind vornehmlich: 1) Der Probabilismus, 2) die Leitung der Absicht, 3) der innere Vorbehalt und 4) die Zweideutigkeit. Alle diese Prinzipien lassen sich zwar auf das Eine, die Leitung der Absicht, zurückführen, wenn man diese als Ab- oder Hinlenkung, als Beschränkung oder Ausdehnung der Absicht auffaßt.

Der Probabilismus besteht darin, daß man für seine Handlung eine sie billigende Meinung eines Schriftstellers als Autorität aufsucht, und gestützt auf diese, die Handlung selbst begeht. Für probabel gilt jede Meinung, die sich auf Gründe von einiger Bedeutung stützt. Man kann eine Meinung befolgen, selbst wenn das Gegentheil gewisser ist, und die neueren Meinungen haben den Vorzug vor den älteren, wären diese auch in einer den Aposteln nahen Zeit aufgestellt worden. Da der Katholik ohnedieß in Glaubenssachen der kirchlichen Autorität ohne Weiteres zu folgen gewohnt und verpflichtet ist, so ist es begreiflich, daß diese Lehre großen Beifall finden und sehr verderblich auf die Sitten wirken mußte. Die Jesuiten gaben ihr dadurch, daß sie in verschiedenen casuistischen Schriften fast alle Sünden und Verbrechen als erlaubt darstellten, die größte praktische

Ausdehnung, da man alle diese Meinungen der Casuisten als probable Meinungen benutzen und befolgen konnte. Hier läßt man also im Grunde seine Absicht von einem Andern leiten, auf den natürlich auch alle Schuld fällt, wenn die Handlung strafbar sein sollte. Man ging so weit, daß man behauptete, man dürfe eine fremde Meinung selbst dann befolgen, wenn man in seinem Innern von der Wahrheit des Gegentheils überzeugt ist. — Die Leitung der Absicht besteht in der Richtung derselben auf etwas Erlaubtes, d. h. man stellt sich einen erlaubten Gegenstand als Zweck seiner Handlungen vor. So wird z. B. Wucher statthaft, wenn man das, was man zu viel nimmt, als Vertragssumme oder als Gabe für die erwiesene Gefälligkeit des Darlehens betrachtet. — Eben so läßt sich die Bestechung des Richters als Erkenntlichkeit für die ertheilte Gerechtigkeit, die Tödtung des Calumnianten als Ehrenrettung, Betrug in Maaß und Gewicht als ein Mittel, sich vor Schaden zu hüten u. s. w. rechtfertigen. Der innere Vorbehalt oder auch die Beschränkung der Absicht besteht darin, daß man bei einer Äußerung etwas Anderes im Sinne hat, als was in ihr liegt, also eine Beschränkung oder Modifikation hinzudenkt, wodurch die Äußerung selbst für das Gewissen zu etwas Anderem wird, als was sie materiell zu sein scheint; z. B. man kann schwören, eine Handlung, die man wirklich verübt hat, nicht begangen zu haben, sobald man eine Zeit, in welcher, oder einen Umstand, unter welchem sie nicht geschah, hinzudenkt, oder die Handlung innerlich als etwas Anderes auffaßt, als sie wirklich ist. So kann man z. B. ein Versprechen, das man giebt, dadurch unverbindlich machen, daß man die Absicht hinzu denkt, es nicht erfüllen zu wollen. Eben so darf man schwören, wenn man um ein Darlehn angegangen wird, daß man kein Geld habe, obwohl man es wirklich vorräthig hat; man fügt bloß inner-

lich hinzu: „zum Verleihen". — Die Zweideutigkeit ist ein mehrdeutiger Ausdruck, den der Redende in einem andern Sinne nimmt, als welchen der Hörende damit verbinden soll. Im Grunde entstehen auch durch den innern Vorbehalt oder die Beschränkung der Absicht wahre Zweideutigkeiten, die sich wieder auf jene zurückführen lassen.

Obgleich alle diese Grundsätze der Jesuiten-Moral in Hunderten von ihren eigenen Schriften entwickelt und ausgeführt sind, so wird doch der heutige Jesuit wie alle seine Vorgänger — und sie sind immer dieselben geblieben, — behaupten: „die Gesellschaft hat keine ihr allein angehörenden Lehren und hat solche niemals gehabt. Was man ihre Lehren nennt, das sind die anerkanntesten Sätze in der Kirche, ist die allgemeine Stimme der Doktoren." Erinnert man nun an ihre Escobar, Baunez, Sanchez, welcher das jesuitisch unübertreffliche Buch über die heilige Ehe voll sotadischer Bilder geschrieben hat, Vasquez, Filiutius, Tombourin, an das ganze Heer von Theologen, so erwiedert Euch der Jesuit: „das sind bloße Individuen, und ist es auch gerecht, die ganze Gesellschaft für die Irrthümer einzelner Personen verantwortlich zu machen?" Ja, Herr Pater, es ist gerecht, wenn die Gesellschaft gleich zu Anfang diese Verantwortlichkeit jedem ihrer Mitglieder gegenüber förmlich auf sich genommen hat, wenn das Buch des Individuums mit der Approbation des Generals ausgestattet ist, welcher im Namen der ganzen Gesellschaft handelt. Aber, wenn der Probabilismus z. B. bloß ein Schreckbild ist, das im Grunde weder etwas Gefährliches noch Verbrecherisches hat, wie kommt es denn, daß der Pabst Innocenz XI. im Jahre 1679 diese Lehre bei Strafe der Excommunication zu predigen verboten, und die genannte Strafe thatsächlich verhängt hat? Offenbar hatte dieser Pabst ein schlecht aufgeklärtes Gewissen, d. h. sein Beicht-

vater war nicht Jesuit. Wenn die Gesellschaft Jesu keine ihr allein eigenthümlichen Lehren hat, warum hat dieser selbe Innocenz XI. fünfundsechszig, den Casuisten ihrer Gesellschaft entnommene moralische Sätze als anstößig und ärgerlich verdammt? Wie vereinigen das die Ultramontanen mit der unbeschränkten Unfehlbarkeit des Pabstes?

In ihrer Sittenlehre zeigen es die Jesuiten am offenkundigsten, daß sie die Pharisäer des Christenthums geworden sind, wie die Pharisäer die Jesuiten des Mosaismus waren. Jede Religion scheint früher oder später ihren Jesuitismus, welcher nichts Anderes als ihre Entartung ist, hervorbringen zu müssen. Das Christenthum hat Einheit und Gemeinschaft eines freien Menschengeschlechts verheißen; darauf hin drängt der Geist der neuesten Entwickelung, der staatlichen Erziehung der Völker. Die Gesellschaft Jesu konnte in ihrem auf das Menschengeschlecht angewandten Systeme diesen Zweck nicht ganz verkennen, und das ist beachtenswerth. Das Unglück besteht nur darin, daß, um die Welt zur socialen Einheit zu führen, sie, wie immer, damit anfing, das Leben zu zerstören, indem sie die Familie, das Vaterland, die Menschheit in den Seelen vertilgte. Diese drei Begriffe findet man kaum in ihren Constitutionen und Regeln, selbst nicht in denjenigen ausgesprochen, welche für die Laien bestimmt sind. Alles wird zwischen dem Orden und dem Pabstthum verhandelt. Jedoch gab diese abstrakte Erziehung, welche jedes gesellschaftliche Band zerriß, eine gewisse negative Unabhängigkeit, welche die Art von Reiz, den man an ihr fand, ziemlich gut erklärt. Man entging der damals strengen Gewalt des väterlichen Heerdes, des Staats, der Welt. Alles ging gut, sobald man dem Institute Genüge geleistet hatte. Was aus dieser Erziehung hervorging, war, genau zu reden, weder ein Kind, noch ein Bürger, noch ein Mensch; es war ein Jesuit im kurzen Rocke.

IIII.

Die Stellung der Jesuiten zur Gegenwart.

Unser Zeitgeist ist der Jesuit im kurzen Rocke. Der Jesuitismus hat alle Verhältnisse durchdrungen; die Kunst des Scheins ist zu einer Virtuosität ausgebildet, zu der kaum ein Zeitalter der Geschichte ein Vorbild aufzuweisen hat. Das vorige Jahrhundert, zu dem das unsrige in so manchen Beziehungen steht, mit dem es so manche Grundzüge der Entwickelung gemein hat, gab sich mit allen seinen Gebrechen und Lastern offen und ehrlich hin; der Jesuitismus suchte zwar Alles zum Besten zu kehren, aber er hatte für sich selbst noch nicht den Schleier, die Nebelkappe gefunden, durch welche er sich unsichtbar machen konnte, um desto ungestörter und ausgedehnter zu wirken. Er ist ein Jahrhundert älter und um so reicher an Erfahrungen geworden. Diese haben ihn über ein wichtiges Verhältniß seiner Theorie zur Praxis belehrt und ihn zu einem vollendeten Meister des Scheins gemacht. Schon aus diesem Grunde hat es mit dem Nachweis, welche Stellung die Jesuiten zur Gegenwart einnehmen, seine Schwierigkeit. Wer wollte sie in ihren wundersamen Verkleidungen alle kennen, wer sie auf ihren geheimen Schleichwegen belauschen, wer sie auf ihren Kreuz- und Querzügen verfolgen! Und wenn er wollte und könnte, wer dürfte es?

Wir haben in Frankrrich seit einigen Jahren das belehrende und anziehende Schauspiel eines hartnäckig geführten Kampfes zwischen Jesuitismus und seinem Gegensatze vor Augen. Was der Gegensatz des Jesuitismus aber sei, braucht hier wohl kaum noch angedeutet zu werden. Es ist die menschliche Vernunft mit ihrer ganzen Errungenschaft, es ist die von den ewigen Wahrheiten durchdrungene Weisheit der Zeit und aller Zeiten. Warum ist jener Kampf aber so anziehend und belehrend? Weil er öffentlich geführt wird, d. h. ohne jeglichen Vorbehalt die Grundgedanken, die Prinzipien, die Thatsachen der streitenden Parteien, vor aller Augen offenbart. Es ist die beherzigenswerthe Wirkung der unbedingten Öffentlichkeit selbst, daß der Jesuitismus dort, vielleicht wider seinen Willen, gewiß wider seinen Vortheil, aus seinem Dunkel vor der Zeit hat hervortreten müssen. Auf die Dauer hätte er sich doch unmöglich vor dem Argusauge der Öffentlichkeit verborgen halten können. Dieser Kampf in Frankreich hat die ganze Schaar der dortigen Jesuiten ins Feuer geführt, hat die edelsten Vertreter der Wissenschaft das Wort ergreifen lassen, die Interessen des Staats in seiner Tiefe berührt und die Aufmerksamkeit des gebildeten Europas auf sich gelenkt. Frankreich scheint auch bei dieser Frage wieder berufen zu sein, eine Entscheidung herbeizuführen, von deren Folgen die übrigen civilisirten Völker Europas nicht unberührt bleiben werden. Es handelt sich um die Anerkennung der Jesuitengewalt in den Staaten des neunzehnten Jahrhunderts, um die Gewalt, deren Prinzipien das ältere Geschlecht der Bourbonen in die Verbannung trieben, weil in Frankreich die öffentliche Meinung dieselbe war, wie sie der Abbé de la Roche-Arnaud im Jahre 1827 in folgenden Worten aussprach: „Ist Euch an Unruhen, an Revolutionen, an dem gänzlichen Unter-

gange eures Vaterlands gelegen? Ruft die Jesuiten, laßt die Mönche wieder aufleben, stiftet Universitäten, baut prächtige Collegien für diese kühnen Geistlichen; erlaubt es, daß diese dreisten Priester mit ihrem absprechenden dogmatischen Tone in Staatsangelegenheiten entscheiden, jene heiligen, durch das Unglück der Völker und die Fortschritte des menschlichen Geistes nothwendig gewordenen Gesetze angreifen, verdammen, verachten. Duldet es, daß um veraltete Institutionen wiederherzustellen, sie durch ihre lächerlichen Sophismen die Grundpfeiler der Gesellschaft und die Staaten umstürzen, Haß und Zwietracht in die Gemüther ausstreuen und mit den Waffen einer übermenschlichen, höheren Autorität die Völker anreizen, sich wegen Meinungen, die sie selbst nicht verstehen, unter einander zu zerfleischen und zu vertilgen."

Wieder eingesetzt wurde der Jesuitenorden, wie schon früher bemerkt wurde, durch die päbstliche Bulle vom 7. August 1814. Es kam jetzt darauf an, ihn den verschiedenen Staaten Europas annehmlich zu machen und seine wirkliche Verbreitung in denselben zu bewirken. Daran haben die Jesuiten seit jener Zeit rüstig gearbeitet, von der Gunst der Verhältnisse, von dem ihnen überall entgegen kommenden weltlichen Jesuitismus ungemein unterstützt und geschirmt. Rußland hatte die Trümmer des alten Jesuitenordens während der Revolutionszeit bewahrt; von hier aus begann der Orden mit der Restauration der europäischen Verhältnisse seinen neuen Feldzug unter der Fahne seines neuen Generals Thaddaeus Borzozowsky. Zunächst eröffneten sie in Rom am 11. Novbr. 1814 feierlich ein Noviziat; später, im Jahre 1824 wurde ihnen auch das Collegium romanum eingeräumt. Ihre Vermehrung erfolgte hier so schnell, daß ihnen schon 1829 ein Platz außerhalb der Stadt eingeräumt werden mußte, um ein neues

Gran Jesu aufzuführen. Überall in Italien gründeten sie Erziehungshäuser, wie z. B. in Genua, Modena, Parma, Ferrara, Verona, wohin sich z. B. der Cardinal Odescalchi nach Niederlegung seiner Kirchenwürde am 1. Dezember 1838 begab, um als Noviz in den Orden zu treten. In Sardinien wurde der Orden seit 1823 restaurirt. In Neapel erlangten sie im Jahre 1829, außer dem ihnen seither zustehendem Rechte des Unterrichts in Collegien für alle Bürgerkinder ohne Unterschied, auch das Recht der ausschließlichen Erziehung des jungen Adels in einem Lyceum. In Spanien gab ihnen Ferdinand VII. alle Rechte und Güter wieder zurück, die ihnen 1767 entzogen worden waren, er ernannte später den heiligen Ignatius zum Generalcapitain der spanischen Heere und zum Großkreuz des Ordens Karl's III. Im Jahre 1820 wurden sie zwar wieder aus Spanien vertrieben, aber 1824 restituirt, und 1835 wieder aufgehoben. Die gegenwärtigen Machthaber Spaniens können bei der Durchführung ihrer Entwürfe und Absichten die Hülfe und Unterstützung der Jesuiten kaum entbehren. In allen den genannten Ländern aber erscheint die Thätigkeit der Jesuiten fast ohne sichtbaren Gegensatz, wenigstens ohne lauten Widerspruch. Sie haben hier ein ihnen angemessenes Terrain, sie werden durch nichts in ihrem Berufe gestört, sie arbeiten wie Todtengräber auf den Kirchhöfen. Auf gleiche Weise, nur aus andern Gründen haben sie in England eine ungestörte Wirksamkeit äußern können; England ist durch seine Geschichte, durch seine Institutionen, dnrch den Geist seines Volks vor allen Jesuiten-Intriguen gesichert; hier sind Jesuiten zu Stonyhurst, wo ein Noviziat, ein Seminar und ein Convikt bestehen, uud zu Hodder-House in Erziehungs-Anstalten thätig. Auch in Irland wurden 1825 jesuitische Or-

denshäuser und Schulen errichtet; früher mußten die Iren, welche ihre Erziehung bei den Jesuiten erhalten wollten, sich nach dem Festlande begeben, wie dieß z. B. O'Connell that, der einen Theil seiner Jugenderziehung den Jesuiten zu St. Omer zu verdanken hat. Eine ganz andere Gestaltung nahm die Sache der Jesuiten in Frankreich; hier wurde sie eine Lebensfrage, der Mittelpunkt des Kampfes zwischen dem alten und neuen Frankreich, zwischen dem alten und neuen Europa. In Frankreich fanden die Jesuiten Schutz bei der hohen Geistlichkeit, der sie immer hülfreiche Hand geleistet hatten, um die niedere Geistlichkeit in knechtischer Unterwürfigkeit und in jämmerlichem Elende zu erhalten. Sie blieben auch nach ihrer Verbannung Lehrer der Priesterseminarien, nachdem sie den Namen und das Kleid des Ordens abgelegt hatten. Mit der Restauration begann wieder eine glücklichere Zeit für die Jesuiten; es war ihnen vergönnt, einen der Ihrigen, Herrn Frayssinous, als Minister des öffentlichen Unterrichts zu sehen. Allenthalben entstanden Jesuitenschulen: St. Acheul, Aix, Dole, Montmovillion, Bordeaux, Forcalquier und Billom waren die Hauptanstalten. Auch auf die Bischofswahlen übten sie, besonders seit 1823, den größten Einfluß aus. Schon riefen sie triumphirend: „Die ganze französische Geistlichkeit sagt sich vom Gallicanismus los." Es verhielt sich aber nicht ganz also. Die französische Geistlichkeit selbst war in zwei Lager getheilt, wie sie es noch heute ist. Seitdem Karl X. den Thron bestiegen hatte, konnten die Jesuiten die Freude über die ihnen zu Theil gewordene königliche Gunst kaum mehr bergen. Dieß rief eine energische Opposition hervor, durch welche später die Juli-Revolution möglich wurde. Eine den Jesuiten furchtbare Polemik führte der Graf Montlosier gegen ihre gesetzwidrige

Existenz, gegen ihre Bevormundung des Hofes. Selbst der königliche Gerichtshof erklärte am 5. Dezember 1825 in einem seiner Beschlüsse, „daß die seit einiger Zeit von einem Theil der französischen Geistlichkeit offen gepredigten ultramontanistischen Lehren durch ihre Verbreitung die bürgerlichen und religiösen Freiheiten des Reichs gefährden könnten.“ Herr Frayssinous, der Cultusminister, gestand auf der Tribüne die Hinneigung der Jugend zu ultramontanistischen Grundsätzen zu. Es war weit mehr als eine bloße Hinneigung, und er wußte dieß wohl. Durch ihn, durch Polignac, durch des Königs Wohlwollen schien der Triumph der Jesuiten gesichert; es handelte sich nur noch um Zeit und Geduld. Aber es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Jesuiten nicht mehr zu warten verstehen. Mit allenthalben blühenden Instituten, und einem unumstößlichen Credit, mit Ministern und Bundesgenossen, wie Herr Frayssinous, Herr von Polignac, Herr von Guernon-Ranville, mit einem schwachen und gefälligen Prälaten, wie Herr von Quelen, mit einem König, wie Karl X., sind sie abermals aus Frankreich verjagt worden. Auf einen Bericht des Herrn von Quelen über die Jesuiten in Frankreich an den König, hob dieser zwar noch kurz vor der Juli-Revolution acht ihrer Collegien auf; aber der 27. Juli 1830 kam dennoch; Karl X. fiel, um sich nicht wieder zu erheben; die Jesuiten verbargen sich.

Nach der Revolution von 1830 bildete man sich ein, die Jesuiten seien verjagt; die Thoren sagten, auf immer, die Weisen sagten, auf lange Zeit, die Jesuiten sagten nichts, aber sie dachten mit Recht, die allgemeine Sicherheit werde die Dauer ihrer Verbannung um Vieles abkürzen. Sie spielten die Todten und gleichwohl machten sie sich heimlich ans Werk mit der Geduld und Zähigkeit des Insekts, welches, wenn ihm zum hundertsten Male sein

Gewebe mit dem Besen weggefegt wird, dasselbe, ohne den Muth zu verlieren, ohne lange zu zögern, von Neuem beginnt. Die Jesuiten gleichen den Spinnen, sie müssen anzetteln. Ihr Angriffsplan nach so vielen Niederlagen war der umfassendste und keckste, den sie je entworfen hatten. Er erstreckte sich auf alle Theile der Gesellschaft zu gleicher Zeit. Ihr Hauptzweck zunächst aber war, sich des öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen. Einen Theil desselben besaßen sie auch nach der Juli-Revolution in den unter den Bischöfen stehenden Seminarien. Der Minister des Cultus erließ zwar am 23. Novbr. 1831 ein Umlaufsschreiben an die Vorsteher sämmtlicher höheren Schulen mit der Nachricht, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe zu genauer Beobachtung der Ordonnanzen vom 16. Januar 1828 hinsichtlich der geistlichen Seminarien aufgefordert seien; er erinnerte sie auch an ihre Pflicht, zur Ausführung dieser Ordonnanzen mitzuwirken, und daran, daß nach der Hauptbestimmung derselben Niemand Vorsteher oder Lehrer in einer von der Universität abhängigen Anstalt oder in den geistlichen Seminarien werden könne, wenn er nicht zuvor schriftlich erklärt habe, daß er keiner ungesetzlichen religiösen Genossenschaft angehöre. Allein diese Aufforderung mußte, da ihr jeder Nachdruck von Seiten der Regierung selbst fehlte, erfolglos bleiben. Die französischen Bischöfe, in innigster Verbindung unter einander, gewählt durch den Einfluß der Jesuiten, protestirten schon gegen die Ordonnanzen von 1828 und erklärten, daß diese für sie unverbindlich und ihre Seminarien vom Staate unabhängig seien. Diese Bischöfe, deren Gesammtheit Theiner einen wahren Verein von Aposteln nennt, der sogar in der Erkenntniß der reinen hierarchischen Grundsätze durch Zertrümmerung der ehrlosen Fesseln des Gallicanismus Fortschritte gemacht habe, konnten sich also durch jene

Ordonnanzen nicht für verbunden und eben so wenig der Jesuitenorden, der kirchengesetzlich besteht, für eine ungesetzliche religiöse Gesellschaft halten. Deßhalb wurden von ihnen die Jesuitenmissionäre, die vom schweizerischen Freiburg, einem Hauptlager der Jesuiten, nach Frankreich entsendet wurden, mit großer Freundschaft aufgenommen und unterstützt. Sie ließen dieselben öffentlich predigen, wenn auch in Folge dieses Auftretens wie z. B. zu Rheims im Dezember 1838, Unruhen ausbrachen. Der Jesuitenverkehr trat seitdem immer offener hervor, und warf endlich in den letzten Jahren jegliche Maske ab. In den daraus hervorgegangenen Wirren befindet sich das heutige Frankreich. Wir können hier recht gut verzichten, die Mittel aufzuzählen, durch welche die Jesuiten ihre Herrschaft dem heutigen Frankreich bequem und annehmlich machen. Es sind dieselben, deren sie sich zu allen Zeiten und aller Orten mit Erfolg bedient haben; denn die heutigen Jesuiten sind in ihrem Wesen, in ihrem Charakter dieselben, wie die ersten Schüler Loyolas. Ihre religiösen und weltlichen Mittel sind nur verschieden nach den Ständen, den Volksklassen, den Geschlechtern. In allen Köpfen, in allen Herzen findet sich Poesie, Liebe zum Wunderbaren und Übernatürlichen. Die Jesuiten thun diesem gemüthlichen Bedürfnisse reichlich Genüge. Ihre Andachtsübungen sind unzählig; jeden Tag sieht man eine neue zum Vorschein kommen, von der Andacht beim geheiligten Herzen an bis zum heiligen Rocke und der wunderthätigen Medaille. Sie erfinden Heilige und Reliquien in unglaublicher Menge. Eine Hauptrolle unter den letztern spielt der heilige Rock des Erlösers, wie dieß ja auch noch kürzlich in Deutschland der Fall gewesen ist. In Frankreich haben die Jesuiten einen Cultus des heiligen Leibrocks, ein feierliches Fest, eine Wallfahrt zu seiner Ehre, eine Brüderschaft zum heiligen

Leibrock organisirt, welche letztere über eine bedeutende Anzahl von Ablässen zu verfügen hat. Die Jesuiten wissen sich der Presse, die bekanntlich in Frankreich frei ist, musterhaft zu bedienen. Neulich haben auch die historisch-politischen Blätter in München auf Preßfreiheit für Deutschland angetragen; und gewiß muß es dem Jesuitismus oft genug eben so schmerzlich fallen wie dem Radicalismus, sich in seinen erleuchtetsten Ergießungen durch die Censur gehemmt zu sehen. In Frankreich sind die Jesuiten Urheber einer unermeßlichen Literatur von Traktätlein und Flugschriften, die durch Colporteure über das ganze Land verbreitet werden. Die Regierung läßt es zu, daß von diesen Druckschriften nicht einmal die gesetzlich gebotenen Exemplare an die königliche Bibliothek abgeliefert werden und ihr somit jegliche Controle entgeht. In Frankreich machen die Jesuiten so viele Anstrengungen auf Ein Ziel, daß es nicht schwer ist, sie zu bemerken; inzwischen darf man auch die vermittelnden Ordensbrüderschaften und Vereine, die unter der Leitung der Jesuiten stehen, nicht vergessen. Frankreich ist damit bedeckt, es ist von ihnen umschlossen, wie von einem Netze. Es giebt aristokratische, es giebt gemischte, es giebt plebejische Vereine, keinen aber, der nicht Geld bezahlte. Die Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paula zählt in Paris allein mehr als 2000 Mitglieder, die Zahl der Theilnehmer in der Provinz ist unermeßlich. Die Brüderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä hat in Paris 50,000 Mitglieder. Die Brüder des heiligen Augustin und die Missionaire, welche die guten Bücher verbreiten, sind die thätigsten Arbeiter der jesuitischen Propaganda. Ihr Verein zur Verbreitung des Glaubens zählt 800,000 Mitglieder, von denen jedes fünf Centimes in der Woche beisteuert. Die heftigsten Angriffe haben die Jesuiten Frankreichs in den letzten Jahren gegen die Universität,

als den Brennpunkt der Wissenschaft und freien Forschung, unternommen. Sie verlangen hier nicht Beschränkung der Lehrfreiheit, sondern im Gegentheil nur Freiheit des Unterrichts für sich. Das ist ihr größtes Kunststück: Sie verlangen Frankreichs Kinder, Frankreichs Zukunft im Namen der Freiheit. Die Jesuiten, die durch das Gesetz verbannt sind, nehmen ihren Stützpunkt in der Charte. Sie sprechen die Freiheit an, um dem Volke seine Freiheit zu rauben. Um ihr vermeintliches Recht zu beweisen, um der Wissenschaft eine tödtliche Niederlage zu bereiten, machen sie die Universität für Alles verantwortlich, was von den Philosophen Frankreichs im vorigen Jahrhundert geschrieben, von den Männern des Convents und Jakobinerklubbs gethan ist. Dieses Thema wird in Frankreich seit dem Mai 1840 bis auf unsere Tage in zahllosen Brochüren und Zeitungsartikeln von den Jesuiten immer in derselben Tonart behandelt. Es ist eine Art russischer Musik; jeder Jesuiten-Musikant giebt nur denselben Ton von sich. Darum haben sie es aber auch in kurzer Zeit zu einer gewissen Vollendung in Schimpfwörtern und Verdrehungen gebracht, wogegen unsere ähnlichen Pamphletisten in Deutschland noch wahre Stümper sind. In Frankreich scheuen sich nicht Bischöfe und Erzbischöfe, geistliche und weltliche hohe Würdenträger, auf diesen Kampfplatz herabzusteigen und ihre jesuitische Gesinnung im Schweiße ihres Angesichts zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Wir können hier unmöglich die Einzelnheiten des Streits verfolgen, so erbaulich und sogar ergötzlich sie hin und wieder sind. Nur ein Paar Exempel mögen uns statuirt sein. Der Bischof von Chartres z. B. richtet folgende Phrasen gegen die Universität Frankreichs: „sie lehrt gotteslästerliche Systeme. — Die Universität ist bestimmt, ihren unheilvollen Namen auf die rauchenden Trümmer Frankreichs zu schreiben. — Die Uni-

versität treibt zur Nachahmung der Würger von 93.“ Und ferner derselbe Prälat: „Ihr Sophisten ohne Schaam und ohne Funken von Gemüth, damit bezeichnet er eben die Männer der Wissenschaft, auf die Frankreich stolz ist — was wollt Ihr denn aus der französischen Jugend machen? Ja, diese jungen Seelen, welche der Himmel mit so glücklichen Neigungen begabt hat, sprecht, was gedenket Ihr aus ihnen zu machen? Wollt Ihr denn, wie jene schändliche und verabscheuungswürdige Person in den alten Fabeln, sie ihrer Natur entkleiden, sie in unsaubere Thiere und in wilde Bestien verwandeln?“ Eine solche Polemik wäre in Deutschland nicht möglich. Und warum nicht? Weil man bei uns vermittelst eines einfachen Kunststücks die Verführung durch die Wissenschaft aufgehoben hat. Man nennt nämlich nur das noch Wissenschaft, was als lebloser Schatten in der Studirstube eines von der Welt abgeschiedenen Geistes herumspukt. Wird ein solcher Geist einmal vom Leben ergriffen und in die Bewegung der Zeit hineingezogen, so wird ihm von seinen ehemaligen Collegen das Zeugniß der Unwissenschaftlichkeit ausgestellt, und er kann möglicherweise in den Haufen derer verstoßen werden, die schon darum als unwissenschaftlich bezeichnet werden, weil ihnen Amt und Gehalt nicht süß genug erschienen, um das Opfer ihrer Unabhängigkeit und Überzeugung zu bringen. — Doch kehren wir auf einen Augenblick noch zu den französischen Beispielen zurück. Ein Kanonikus von Lyon, natürlich ein Jesuit, führt in einer Schrift vom Mai 1843 als die unmittelbaren und handgreiflichen Folgen des Universitätsunterrichts auf: „Selbstmord, Vatermord, Menschenmord, Kindermord, Duell, Schändung, Raub, Verführung, Blutschande, Ehebruch, die raffinirtesten Unzuchtssünden, Diebstähle, Plünderung, Verschleuderung, Erpressung, ungerechte Auflagen und Gesetze, falsche Zeugnisse, Meineide und Verläumdungen, Verletzung alles

dessen, was man Gesetz nennt, Aufstände, Tyranneien, Revolutionen, Tod u. s. w." Den Beweis für seine Versicherungen führt den Kanonikus auf sechshundert Seiten seines Buches gegen die Universität, und damit kein Zweifel übrig bleibe, was er betreibt, spricht er Folgendes offen aus: „Diejenigen, welche die Jesuiten angreifen, diejenigen, welche dieselben mit so viel Haß verfolgt und sie vernichtet haben, diejenigen, welche sie verstoßen und noch immer hindern ihren Zweck zu erreichen, vertheidigen und begünstigen den Protestantismus und die Gottlosigkeit." — Der Bischof von Belley nannte in einem Erlaß die Staatskollegien Schulen der Pestilenz, und der Staat duldete es und schwieg. Der Minister des öffentlichen Unterrichts wollte, sagt man, seine Pflicht thun und den Staatsrath in Anspruch nehmen, aber Martin du Nord, ein erklärter Beschützer des Jesuitismus, hatte Herrn Villemain, der kürzlich ein Opfer der Jesuiten-Umtriebe geworden ist und seinen Verstand darüber verloren hat, veranlaßt, davon abzustehen. Herr Villemain hätte sich Genugthuung verschaffen oder sein Portefeuille niederlegen sollen; aber wir leben in einer Zeit, wo man Aufopferungen dieser Art nicht kennt. Er hat im Namen der Universität die Beschimpfung angenommen. Die Justiz ihrerseits schläft, und läßt geruhig eine ganze friedliebende und wohldenkende Korporation auf die gehässigste Weise verunglimpfen, anspucken und verläumden. Die Herren Michelet und Quinet übernahmen nach einer langen Reihe schmählicher Angriffe auf die Wissenschaft von Seiten der Jesuiten das Geschäft der Abfertigung und Vertheidigung, an welcher die Regierung zum Deserteur geworden war. Sie wurden zwar in ihren gegen den Jesuitismus gerichteten Vorlesungen anfangs gewaltsam von den Anhängern der Jesuiten gestört, aber sie fochten ihr Vorhaben auf muthige und glänzende Weise

durch; sie versetzten dem Jesuitismus tiefere Wunden als es einst die Provinzialbriefe Pascal's gethan hatten. Die ganze unabhängige Presse Frankreichs begleitete ihr kühnes und männliches Thun mit Anerkennung und Dank. Wir haben im Verlauf unserer Darstellung diese gelungene Polemik mannigfach benutzt; denn sie ist vielleicht die gründlichste, die jemals gegen den Jesuitismus geführt worden ist. Dadurch wurden die Jesuiten aufs Äußerste getrieben; sie rückten nun mit ihren letzten Bekenntnissen hervor. Der Graf von Montalembert, einer der eifrigsten Schüler, beichtete in seiner Schrift über die Pflicht der Katholiken, das letzte Losungswort der Partei: entweder die Jesuiten und die ältere Linie der Bourbons, oder die jüngste Linie und die Bourbons. Seine Schrift läßt sich etwa in folgende Zeilen zusammenfassen: „Die Religion muß den Staat absorbiren, und die Religion ist die Gesellschaft Jesu. Bedenkt ihr euch, so hemmen wir sogleich das Räderwerk der Regierung und lassen die Maschine in die Luft springen. Es soll der Dynastie Ludwig Philipps ergehen, wie der der Nassau. Man entscheide sich schnell; die Fakkel ist angezündet, und wir halten das Brecheisen an dem Fuß des Throns." Wie solch ein angedrohter Kampf ausfallen würde, darüber kann wohl kein Zweifel herrschen bei denen, die Fraukreich nur einigermaaßen kennen. Herr Michelet hat in dieser Beziehung zu den Jesuiten das treffende Wort gesprochen: „Um uns eurer zu entledigen, haben wir eine Dynastie verjagt nnd würden nöthigenfalls ihrer noch zehn verjagen."

Die formelle Entscheidung des Kampfes zwischen freier Wissenschaft und Jesuitismus in Frankreich ist vor das Forum der legislativen Gewalt gelangt; das Unterrichtsgesetz liegt den Kammern zur Berathung vor. Wie auch das Ergebniß ausfallen möge, Frankreich kann nicht wieder un-

ter das Joch der Jesuiten und ihrer Einrichtungen zurückkehren. Wer sich davon überzeugen will, der vernehme Quinet's tief begründete Rede über die Stellung des heutigen Frankreichs zum Jesuitismus: „Was will diese Lehre zu unsern Tagen im Jahre 1843 in der Welt, was kann sie uns geben, das wir nicht reichlich besäßen? Wir haben vor Allem und alle Hunger und Durst nach Offenheit und Aufrichtigkeit; sie bringt uns dagegen Kriegskünste und Kriegslist, als wenn nicht Kriegslist und Kriegskünste genug im sichtbaren Laufe der Dinge wären! Wir können ohne Freiheit nicht leben; sie bringt uns eine unbedingte Abhängigkeit, wie wenn nicht Hindernisse genug in den Dingen blieben. Wir müssen einen geistigen, großen, mächtigen, allen zugänglichen und wiederbelebenden Sinn haben; sie bringt uns den eignen, kleinlichen, materiellen Sinn, wie wenn nicht Materialismus genug im Jahrhunderte wäre. Wir brauchen Leben; sie bringt uns den Buchstaben. Mit einem Worte, sie bringt der Welt nichts, als was die Welt schon zum Überflusse hat. Und deßwegen will auch die Welt nichts von ihr wissen. Betrachten Sie doch auch, daß wenn es ein Land auf der Erde giebt, dessen Sinnesweise mit derjenigen der Gesellschaft Jesu unverträglich wäre, dieß Frankreich ist. Von allen ersten Generälen des Ordens, von allen denjenigen, die ihm seine Richtung gegeben haben, war keiner ein Franzose. Der Geist unsers Landes ist diesem Gemengsel des Sauerteigs von Spanien und des Machiavellismus von Italien im sechszehnten Jahrhundert von Niemanden mitgetheilt worden. Ich mag wohl begreifen, daß das Institut da, wo es seine Wurzeln geschlagen hat, und selbst wenn es von der öffentlichen Meinung bekämpft wird, Staatsmänner, Controversprediger hervorbringen konnte, wie Mariana, Bellarmin, Aquaviva. Allein wenn der Jesuitismus, aus seinem Boden herausgerissen, an und

für sich unfruchtbar, zu uns verpflanzt wird, so kann er nichts thun, als den Boden unfruchtbar machen. Sehen Sie nur, wie ihm hier Alles widerspricht, wie Alles hier wider ihn stößt. Wenn wir in der Welt einigen Werth haben, so ist es durch freiwilligen Aufschwung: er ist aber ja ganz das Gegentheil davon; so ist es durch die selbst vorlaute Aufrichtigkeit zu Gunsten unserer Feinde: er ist aber ja ganz das Gegentheil davon; so ist es durch die Geradheit des Geistes: er ist nur Abgefeimtheit und Verdrehung in den Absichten; so ist es durch eine gewisse Art, uns schnell für die Sache Anderer zu entflammen: er beschäftigt sich aber nur mit dem Seinigen; so ist es endlich durch die Gewalt der Seele: und gegen die Seele ist er ja mißtrauisch."

„Was will man denn, daß wir mit einem Institute beginnen, das sich's zur Aufgabe setzt, in jedem Dinge den Charakter und die Sendung zu verschmähen, die Gott selbst unserm Lande gegeben hat? Jetzt sehe ich wohl selbst ein, daß es sich nicht mehr allein um den Geist der Revolution handelt, wie ich es früherhin ausgesprochen habe. Um was handelt es sich denn? Um das Dasein von Frankreichs Geist selbst, so wie er immer gewesen ist, um zwei unverträgliche Dinge, die mit einander in Kampf getreten sind, und von welchen das Eine nothwendigerweise das Andere ersticken muß. Entweder muß der Jesuitismus den Geist Frankreichs vertreiben, oder Frankreich muß den Geist des Jesuitismus vertreiben." — Das ist die gegenwärtige Stellung der Jesuitenfrage in Frankreich. —

Die französischen Jesuiten haben oft auf die glücklichere Stellung ihrer Brüder in Belgien hingewiesen. Es bildet gewiß einen merkwürdigen Contrast, daß während im Jahre 1830 die Jesuiten in Frankreich zu ihrem Nachtheil den Sturz der Dynastie herbeiführen halfen, sie dieß in Belgien zu ihrem Vortheil thaten. In Belgien regte sich

schon der Jesuitismus 1814 in der merkwürdigen Denkschrift des Generalvicars des Bisthums Gent, welche dieser dem Congresse zu Wien am 8. Oktober 1814 überreichte, und worin z. B. die lutherische und reformirte Kirche nur eine tolerirte genannt, die unbeschränkte Freiheit der Geistlichkeit in Disciplin und Unterricht verlangt und zuletzt erklärt wird, daß die vollständige Herstellung der katholischen Religion mit allen dazu gehörigen Rechten und Prärogativen die Freiheit der religiösen Körperschaften sich zu vereinigen und nach ihrem Beruf zu leben, voraussetze, und daß eines der vorzüglichsten Mittel, ja vielleicht das einzige, welches man heut zu Tage habe, um der Jugend eine Erziehung zu geben, welche den Geist der Religion und die ausgezeichnetsten Talente vereinige, die Einführung der Jesuiten in Belgien sein würde. Derselbe jesuitische Geist sprach sich in einem geistlichen Gutachten der Bischöfe über den zu leistenden Constitutionseid aus, worin sie erklären, die Artikel, welche die Tolerenz, die bürgerliche Gleichheit aller Glaubensgenossen, die Leitung des Unterrichts durch den Staat, die Preßfreiheit u. s. w. anordnen, nicht beschwören zu können. Durch die Bemühungen der Jesuiten geschah es später, daß die Bischöfe sich weigerten, die Zöglinge der philosophischen Collegien in die Seminarien aufzunehmen, wenigstens ihnen die Anstellung versagten. Welchen Einfluß die Jesuiten seit 1830 auf die Volksparteien in Belgien ausübten, ist bekannt; sie verschmäheten es nicht, um ihre Zwecke zu verfolgen, sich den Ultraliberalen anzuschließen, wenn sie diese dadurch auch nur in den Verdacht des Jesuitismus bringen konnten. Im Februar 1839 endlich ertheilte der Bischof von Gent sieben Jesuiten die Weihe. Ihre Verzweigung in die preußische Rheinprovinz ist um dieselbe Zeit so ziemlich offenkundig geworden. In unsern Tagen haben sie auch ein Hauptquartier in Luxem-

burg genommen. Wer sich über die Art und Weise ihres öffentlichen Auftretens daselbst belehren will, muß die Luxemburger Zeitung zur Hand nehmen, die unter Aufsicht des päbstlichen Delegaten Laurent steht. Man muß aus der Unbefangenheit und Sicherheit ihres Auftretens in diesem Blatte entnehmen, daß sie ihrer Erfolge so ziemlich gewiß sind. Was sie sich aber zutrauen, zeigt unter vielen Beispielen die schon im Jahre 1842 demselben Laurent gelungene Austreibung eines bösen Geistes aus einer besessenen Person, wobei der merkwürdige Umstand damals von mehreren öffentlichen Blättern gemeldet wurde, daß man den bösen Geist aus der Kirche, wo das Wunder geschah, hatte herausfahren sehen. — Ein paradiesisches Land für die Jesuiten ist die Schweiz geworden. Hier geschieht dasselbe in verjüngtem Maßstabe, und darum übersichtlicher für den Beobachter, was in Frankreich und sonst wo, und weil hier die Gegensätze näher zusammengerückt sind, so treten die Erfolge um so rascher in die Erscheinung. Für Deutschland sind diese Ereignisse auch um so belehrender und anziehender, weil hier dieselben meist in deutscher Sprache und mit deutschen Motiven verhandelt werden, und darum ihr Verständniß den ehrlichen Deutschen näher gerückt ist. Die Jesuiten hatten die Schweiz niemals gänzlich aufgegeben oder verlassen. Während ihres latenten Zustandes seit der Aufhebungsbulle setzten sie daselbst, geschützt und beschirmt durch die päbstliche Nunciatur, ihr Geschäft als Weltgeistliche fort; erschienen aber sogleich nach ihrer Wiederherstellung wieder in ihrer eigenen Gestalt. Sie bezogen wieder ihre ehemaligen Sitze zu Freiburg, welche Stadt man nicht mit der gleiches Namens in Baden, dem Sitze eines Erzbischofs, verwechseln darf, zu Stäfis, in Sitten und Brieg. An diesen Orten blüheten ihre Anstalten, wie Collegien, Gymnasien, Seminarien, schnell wieder auf. Besonders

364568A

wurde Freiburg das Centrum, dessen Collegium „der große und wahrhaft apostolische Mann," wie Theiner sagt, der Pater Canisius einst gestiftet hat. Von diesem Hauptsitze aus richten die Jesuiten, wie es notorisch und durch vielfache Zeugnisse beglaubigt ist, ihre Thätigkeit auf Deutschland, „dieses Land des Gehorsams," wie es in den Lobsprüchen der Jesuiten heißt, auf Frankreich und die Niederlande. Dorthin haben nun schon seit einer Reihe von Jahren vornehme Familien aus dem katholischen Deutschland, aus Frankreich und Belgien ihre Söhne zur Erziehung geschickt, weil gerade hier die Unterrichtsanstalten am zweckmäßigsten eingerichtet sein sollen. Von Freiburg ist der Jesuiten-Feldzug zunächst in der Schweiz, zwar mit langsamen aber desto sicherern Fortschritten unternommen worden, ohne daß gerade die Nachbarländer dabei ganz und gar vergessen worden wären. Wir erinnern nur daran, daß die eigentlichen Urkantone, Schwyz, Ury, Unterwalden, sodann Zug, Wallis und andere von den Jesuiten mit List und Gewalt erobert worden, und daß sie gerade jetzt mit der Unterjochung Luzerns beschäftigt sind. Gelingt ihnen aber dieß Unternehmen, einen der schweizerischen Vororte zu besetzen, so muß ihre Vertreibung und der Friede in der Schweiz durch die blutigsten Spaltungen und Trennungen erkämpft werden, wovon die Vorspiele schon vor unsern Augen liegen, oder das freie Alpenland wird ein Todtenacker, auf welchem die Jünger Loyola's ihre Kreuze errichten. —

Während in Rußland, wo die Jesuiten zur Zeit ihrer allgemeinen Vertreibung aus dem übrigen Europa eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, im Jahre 1816 aus Moskau und Petersburg verwiesen worden, weil sie die Söhne und Töchter vornehmer Häuser zur katholischen Kirche zu bringen versuchten, und sie im Jahre 1820, weil sie ihr

Bekehrungsgeschäft nicht unterließen, aus dem ganzen Reiche verbannt wurden, nahm sie Österreich unter dem Namen der Liguorianer oder Redemptoristen mittelst eines kaiserlichen Dekrets vom 19. April 1820 auf. Es wurde ihnen zu Wien der obere Passauer Hof als erstes Ordenshaus nebst der Kirche zu Maria-Stiegen eingeräumt, und gleichzeitig der Unterricht der Jugend in mehreren Unterrichtsanstalten anvertraut. Es folgte einige Jahre später ihre Aufnahme in Tyrol. Zuerst erschienen sie zu Innspruck am 24. Dezember 1838, um das dortige Theresianum, eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge, zu übernehmen. Dieß geschah im Januar des Jahres 1839. Gleichzeitig traten sie auch als Lehrer in das dortige Gymnasium ein, und eröffneten noch im Februar desselben Jahres den Gottesdienst in der ehemaligen Jesuitenkirche. Die Erfolge ihrer Wirksamkeit blieben nicht aus und veranlaßten die Ausbreitung ihrer Thätigkeit auch nach andern Gegenden des Tyroler Landes. In dieser Weise hatten sie durch zwar vereinzelte, aber in ihrem Streben zusammenwirkende Vorposten-Colonien Deutschland an seinen Südgränzen umgeben. Von Österreich, durch Tyrol und die Schweiz bis nach Belgien hin bestand eine zusammenhängende Kette von Jesuiten-Missionen. Es kam auf günstige Gelegenheit und Benutzung der Umstände an, um in Deutschland weiter vorzurücken. — In Rheinpreußen hatte schon v. Rehfues in dem Umlaufschreiben vom 3. August 1814 die Bewohner mit der Hoffnung getröstet, daß der Orden wieder unter ihnen aufblühen werde; diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung; durch eine Kabinetsordre vom 13. Juli 1827 wurde sogar verboten, junge Leute zur Fortsetzung ihrer Studien in auswärtige Jesuitenschulen zu schicken, welche Bestimmung jedoch vor wenigen Jahren wieder zurückgenommen ist. Welchen direkten Einfluß die Jesuiten auf die seit etwa acht Jahren

betriebenen Wirren in der römisch-katholischen Kirche Deutschlands geübt haben mögen, ist zwar nirgends durch bestimmte Documente erhärtet worden; so viel aber hat sich doch überall dabei herausgestellt, daß ihre Grundsätze die leitenden Prinzipien dieser ganzen Aufregung, wie sie bis auf den heutigen Tag erhalten und vermehrt wird, abgegeben haben. Die Klugheit gebot den Jesuiten überall mit großer Vorsicht aufzutreten, um desto sicherer ihr Ziel zu erreichen. Erst seit kurzer Zeit scheinen sie für Deutschland von dieser Regel ihres Benehmens abgewichen zu sein, was entweder auf die Sicherheit ihrer Stellung hinweisen könnte oder aber ein erneuerter Beweis dafür wäre, daß sie gerade im Momente der Entscheidung nicht an sich zu halten verstehen trotz aller ihrer gerühmten Klugheit. Wenn ihnen das Ereigniß zu Trier, diese Hingebung von Hunderttausenden an den Glauben der Vorzeit, vielleicht den Beweis lieferte, wie günstig die Masse des Volks für die Aufnahme ihrer Wirksamkeit gestimmt sei, so trug dasselbe Ereigniß doch auch gerade am meisten dazu bei, den Gegensatz gegen ihr Treiben bis auf die Spitze zu entwickeln. Im eigenen Schooße der römisch-katholischen Kirche ist durch den Ronge'schen Brief der entschiedene Widerspruch zu einem bestimmten Ausdruck erhoben; und die bis jetzt schon sichtbar gewordenen Folgen müssen die Jesuiten belehren, wie weit diese ihrem eigenen Treiben entgegenstehende Richtung führen kann. Man ist ungemein aufmerksam auf jeden Schritt und Tritt geworden, der nur irgendwie einem verkappten Jesuiten anzugehören scheint; das Mißtrauen, welches einmal erweckt und vorhanden ist, mag bisweilen auch dort jesuitische Umtriebe wittern, wo die Mitglieder der Gesellschaft Jesu durchaus nicht unmittelbar ihre Hand im Spiele haben. Ob dahin die neulich viel besprochene Einweihung einer katholischen Kirche zu Annaberg in Sachsen gehört, oder ob dabei

nicht ein direktes Einwirken der Gesellschaft Jesu stattgefunden habe, bleibt für die Gegenwart noch fraglich. Sieht man auf die über dieses Ereigniß an Ort und Stelle stattgefundenen Verhandlungen, so muß man sich zu der Überzeugung hinneigen, von welcher auch die nächsten Betheiligten, wie z. B. die Stadtverordneten von Annaberg, durchdrungen zu sein scheinen, daß hier der Jesuitismus unmittelbar gewirkt habe. Noch bestimmter traten die Eingriffe desselben in andern deutschen Ländern ans Tageslicht. In Baiern z. B. suchte man schon seit längerer Zeit durch eine Aktiengesellschaft den Vätern der Gesellschaft Jesu Eingang und Niederlassung zu bereiten. Wenn bisher noch alle Versuche, dem Orden ein offenes und gesichertes Auftreten und eine förmliche Anerkennung in diesem Lande zu verschaffen, nicht einen vollständig günstigen Erfolg gehabt haben, so kann man daran wenigstens durchaus nicht zweifeln, daß ihm die Pfade geebnet sind und er eine bereite Stätte finden wird, sobald nur erst der Samen, den er dort gestreut, vollständig aufgegangen sein wird. Wer sich über das Thun und Treiben der Jesuiten in Baiern näher unterrichten will, den verweisen wir auf „Sugenheim's Baiersche Kirchen- und Volkszustände", ein Werk, das im Jahre 1842 zu Gießen erschien, und in dessen Vorrede der Verfasser versuchte, die von jener Priester-Faktion fort und fort geschürte Gluth des confessionellen Zwiespalts zu dämpfen, die katholischen Stämme Deutschlands über ihre wahren Interessen aufzuklären, indem er die ihm genugsam bekannten wirklichen letzten Zwecke jener Partei und deren Gefahr für das katholische Volk selbst enthüllte.

Viel bedeutsamer aber als das offene Auftreten des Ordens selbst erscheint die Verbreitung seiner Grundsätze, das Wirken des Jesuitismus, mag derselbe nun von geheimen Anhängern und Genossen des Ordens ausgehen, oder

auch nur aus der Verfolgnng gleicher Zwecke überhaupt entsprungen sein. Daß der Jesuitismus die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römische Hierarchie, in welcher er als Herrscher gebiete, als letzten Zweck verfolge, ist wohl aus seiner Geschichte unbedingt ersichtlich. Jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke in irgend einer Weise beiträgt, hält der Jesuitismus für erlaubt und ergreift es begierig. Jene Herrschaft ist aber nur erreichbar durch den unbedingten blinden Glauben, und dieser wieder nur durch Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird. Denn bürgerliche Freiheit verträgt sich mit blindem Kirchenglauben eben so wenig, als politische Denkfreiheit und freie Wissenschaft. Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wissenschaft hemmt, und so die Bevormundung und Passivität der Völker begünstigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des Jesuitismus. Derselbe in seiner weitern Bedeutung, als mittel- oder unmittelbare Wirksamkeit für die Herrschaft der Hierarchie, ist demnach jede Thätigkeit für die Verfinsterung des Geistes, für die Bevormundung des Willens, für die Passivität des Menschen, und jeder Kampf gegen Licht und Wahrheit, gegen Vernunft und Denkfreiheit, gegen freie Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft, gegen politische und religiöse Freiheit; kurz er ist jedes Mittel zur Förderung des Obscurantismus, des Servilismus und Geisteszwangs. Der Jesuitismus schließt sich z. B. eben so der Revolutionspartei an, wenn es gilt, eine freisinnige, ihm hinderliche Regierung zu stürzen, als er eine ihm günstige absolute Herrschaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt und fördert, um durch sie seine Zwecke zu erreichen. Er mischt sich nicht minder unter andere Religionsparteien, um Zwiespalt, Haß, Kampf und Unzufriedenheit anzuregen und dadurch sie zum Widerstande unfähig zu machen, sie zu schwächen und allmälig zu zerstören.

IV.

Aussichten in die Zukunft.

Wir wollen hier nicht den Propheten spielen, sondern nur die Ereignisse, welche im Entstehen sind, deuten und auf die Wahrscheinlichkeit der Erfolge hinweisen. Das vorige Jahrhundert hat dem unsrigen eine Reihe von bisher noch ungelösten politischen Fragen überliefert; das unsrige hat denselben eine andere Reihe von socialen Gegensätzen und Widersprüchen hinzugefügt, welche der Entwickelung und Lösung bedürfen und nicht mit derselben Leichtigkeit und Bequemlichkeit wie die erstern auf eine unbestimmte Zukunft hinausgeschoben werden können. Unter welchen Formen und Bezeichnungen von Gegensätzen nun auch immer alle die Fragen der politischen und socialen Bewegung unsers Jahrhunderts auftreten mögen, sie lassen sich sämmtlich auf einen Gegensatz zurückführen, auf den zwischen der Selbstsucht oder dem Egoismus und seinem Gegentheil, welches man in neuester Zeit auch Communismus genannt hat. Die consequente Durchführung des Egoismus versetzte die menschliche Gesellschaft in einen Krieg Aller gegen Alle, der nur mit der Vernichtung des Geschlechts enden würde. Sehen wir auf die Geschichte der Menschheit zurück, so können wir uns nicht der Überzeugung entziehen, daß der Egoismus in der Entwickelung des Menschengeschlechts immer schwächer geworden ist und seinem Gegentheile immer mehr Macht und Ansehen hat einräumen müssen. Diejenigen aber, welche ihn gänzlich aus den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft verbannt und entfernt wissen wollen, überlassen sich einem

seligen Traume, in welchem ihnen die Menschen als leidenschaftslose, ätherische Wesen erscheinen. — Bis zu welchem Punkte der Vermittelung der Kampf zwischen den verschiedenen Gegensätzen, die wir unter dem einen zwischen Egoismus und Communismus zusammengefaßt haben, in diesem Jahrhundert auch immer gelangen möge, so viel ist sicher, daß den Jesuiten daran ein bedeutender Antheil auf Seiten des Egoismus beschieden ist; denn ihr Wesen glauben wir als das der vollendeten Selbstsucht nachgewiesen zu haben. Müssen wir aber die Jesuiten als Vorkämpfer der Selbstsucht bezeichnen, so ist der Erfolg ihrer Anstrengungen für die Zukunft der europäischen Völker wohl ohne Prophetie im Voraus zu bestimmen: sie werden, wie bisher, den Sieg ihrer Gegner befördern; denn die Geschichte ist der voranschreitende Sieg der Freiheit. Die Freiheit ist so sehr Grund der modernen Welt, daß, um sie zu bekämpfen, den Feinden keine andere Waffe mehr, als sie selbst übrig bleibt. So nehmen die Jesuiten in Frankreich heutzutage die Freiheit des Unterrichts für sich in Anspruch, und die Jesuiten in Deutschland unterstützen das allgemeine Verlangen nach Preßfreiheit. Indem sie auch solche Mittel ihrem Zwecke dienstbar machen zu können glauben, übergeben sie sich fast unwillkürlich ihrem Vernichtungsprozeß. Die Zeit rückt immer näher, in welcher jede Nation in sich und alle Nationen untereinander durch das Mittel der öffentlichen Meinung sich über ihre wichtigsten Interessen verständigen und zur Einstimmigkeit gelangen werden. Wie mag dazwischen ein Orden bestehen, der durch geheime Mittel die Gesundheit und Kraft der Völker zu brechen, sie in seelenlose Maschinen umzuwandeln sich die Aufgabe gestellt hat. Es wäre ein Sieg des Todes über das Leben.

Was würde dann aus der Wissenschaft, der Kunst, dem Rechte, der Religion werden? Michelet hat in sei-

nen Vorlesungen vom Jahre 1843 den Sieg des Jesuitismus in einer Vision dargestellt, mit der wir schließen wollen.

„Zuerst gäbe es verdächtige Wissenschaften, andere, welche weniger verdächtig wären und welche man für sich behalten würde, um sich ihrer wie geheimer Werkzeuge zu bedienen. Die mathematischen und physikalischen Wissenschaften fänden Gnade als Maschinismus und Thaumaturgie, Gnade für eine gewisse Zeit; denn überhaupt sind es ja auch Wissenschaften; man würde ihnen später den Prozeß machen. Die schon mit Galilei verdammte Astronomie könnte sich nicht wohl vertheidigen. Der Anti-Copernicus, den man beim Fortgehen aus der Predigt verkauft, würde den Copernicus tödten. Man würde vielleicht die vier Regeln beibehalten. Und das wäre noch viel.

Für den Gottesdienst müßte man noch ein wenig Latein beibehalten; aber ja keine lateinische Literatur, außer etwa in den von den Jesuiten zugestutzten Ausgaben. Die neuere Literatur und Philosophie sind, mit wenig Ausnahmen, Ketzereien; sie würden in Masse verbrannt werden.

Keine Wissenschaft mehr. Ein wenig Kunst, eine frömmelnde Kunst ist allgenug. Welche aber wohl und aus welcher Epoche? — Das Mittelalter ist zu strenge — Raphael ist zu heidnisch — Le Poussin ist ein Philosoph. — Da haben wir dagegen glücklicher Weise eine Schule lieblicher Maler, welche die jüngst erfundenen Allegorien, Sinnbilder und koketten Andächteleien recht galant malen. Ein solcher Grund läßt die Form wohl entbehren; es wäre selbst mit jenen herumziehenden Malern hinreichend, welche die kleinen Kapellen in Baiern und Tyrol mit drolligen Gemälden ausstaffiren.

Was sprecht ihr noch von Kunst, von Malerei und Bildhauerei? Da giebt es eine andere Kunst, die nicht so auf der Oberfläche bleibt, sondern die bis ins Innere hineindringt. Eine Kunst, welche den weichen Thon ergreift — eine erweichte, verdorbene, verkehrte Seele, und welche, anstatt diese Seele fester zu machen, sie betastet und knetet, und indem sie ihr die geringe Schnellkraft, die ihr noch übrig blieb, nimmt, aus dem Thone Koth bereitet . . . Eine wundervolle Kunst, welche die Buße so leicht macht für die kranken Seelen, daß sie immer nur gestehen wollen, weil ein solches Gestehen Fortsündigen ist.

Wenn diese sanfte Casuistik nicht ein wenig schielte,

so sähe sie beinahe aus wie die Rechtsgelehrsamkeit, deren Bastard-Schwester sie ist; aber um wie viel liebenswürdiger ist sie dagegen! Jene, die immer so sauer in die Welt blickt würde, gewißlich gewinnen, wenn sie ihre eigene Menschenerziehung in den Süßigkeiten dieser letztern machen würde! Wer würde nicht einen durch Escobar gemilderten Papinian lieben? Die Gerechtigkeit würde am Ende ein so gutes Herz bekommen, daß sie ihr Schwert bei Seite legte; sie würde es in jene friedlichen Hände niederlegen. Welche glückliche Umwandlung des Rechts in Gnade wäre dieß nicht! Das Recht urtheilt nach dem Verdienste; die Gnade wählt, unterscheidet und begünstigt; für die Einen wäre das Gesetz da, für die Andern die Gnade und damit gerade das Gegentheil vom Rechte.

Wir sind nun, gottlob! vom Rechte, wie von der Wissenschaft und Kunst befreit. Was bleibt nun noch übrig? Die Religion!

Aber ach! diese ist ja zuerst gestorben . . . Wenn sie noch am Leben wäre, so hätte alles wieder umgeschaffen werden können, oder besser, so wäre gar nichts umgekommen. — Was übrig bleibt, ist eine Maschine, welche die Religion spielt, welche die Anbetung nachmacht, etwa so wie die Frömmler in gewissen Ländern des Orients Instrumente haben, die an ihrer Stelle beten, indem sie durch ein eintöniges Gesause das Murmeln der Gebete nachahmen.

Wie tief sind wir unten, wie weit voran im Tode. Es wird finster und immer finsterer.

Wo ist sie denn geblieben, mitten in der Nacht, die sich ringsum ausbreitet, diejenige, die versprochen hatte uns auf den Trümmern der Reiche und der Religionen zu erleuchten, wo ist die Philosophie? Ein bleiches ärmliches Licht, mit der eisigen Spitze der Abstraktion, ihre Lampe ist erloschen .. Und sie glaubt noch zu leben, und, ohne Stimme noch Lebenshauch, bittet sie die Theologie, die nicht mehr ist, um Verzeihung, daß sie lebe.

Erwachen wir! Dieß Alles ist nur ein Traum . . .

Ich sehe die Welt wieder; sie lebt. Der moderne Genius ist noch immer was er war." —

Gedruckt bei Trowitsch und Sohn in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google